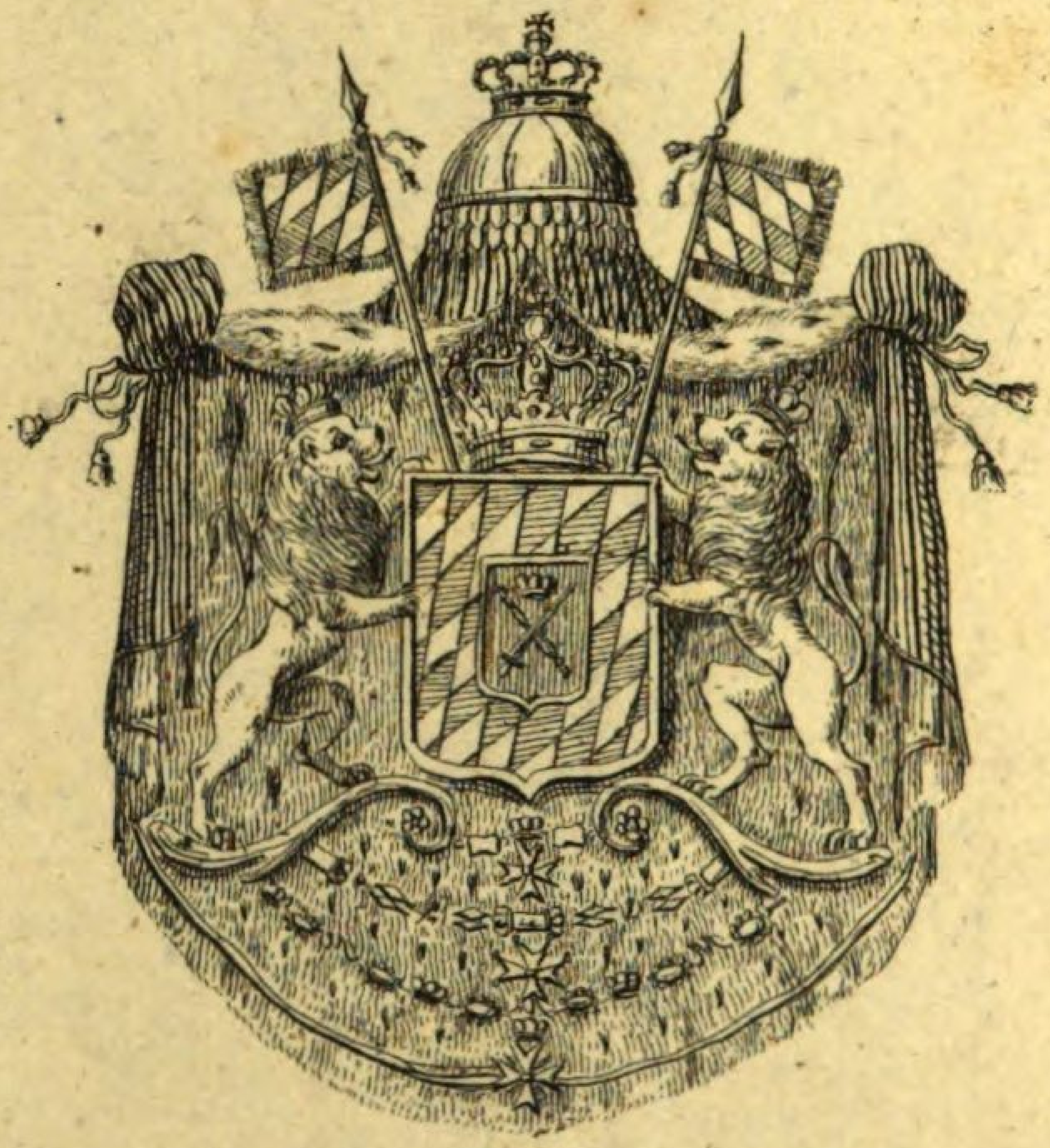
L. O. rel. 7903



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Reden

von

D. Esaias Tegnér,

Bischofe zu Werið, Einem der Achtzehn der schwedischen Akademie, Mitgliede des Nordsternordens.

Aus dem Schwedischen

von

D. Gottl. Christ. Friedr. Mohnike,

Consistorial- und Schulrathe und Pastor zu St. Jacobi in Stralsund, Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe.

Stralsund und Leipzig, 1829.

Bei Wilhelm Trinius.

115.

Aa

Seinem theuren Jugendfreunde,

dem Herrn

D. Gotth. Heinr. Schubert,

Bergrathe und Professor an der Hochschule zu München, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften daselbst,

in herzlicher Liebe gewidmet.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Vorrede.

Diese Sammlung von Reden des berühmten schwedischen Bischofs D. Tegne'r ward schon im vorigen Jahr von mir mittelst Herausgabe zweier Reden desselben, einer akademischen und einer Schulrede, *) angekündigt, welche auch in Deutschland überall den verdienten Beifall gefunden haben. Es sind jedoch diese beiden Reden, damit die Besitzer derselben sie nicht zum zweiten Mal

*) Zwei Reden von D. Esaias Tegne'r u. s. w. Stralsund, 1827. Bei Wilhelm Trinius.

zu kaufen veranlaßt würden, nicht wieder abgedruckt worden; es hat indeß die Verlagshandlung gleiches Format und gleichen Druck gewählt, damit sie dieser Sammlung von den Käufern angehängt werden können, was um so eher geschehen kann, da sie der Zeit ihrer Abfassung nach auch die letzten sind.

Von den hier gelieferten Reden sind die erste und letzte bereits durch deutsche Uebersetzungen ein Eigenthum unserer Litteratur geworden; die Reformations-Jubelrede erschien zu Hamburg bei Nestler 1819 in Quart, und der pseudonyme Besorger dieser Uebersetzung, Karl Nord, ist der besonders als dramatischer Schriftsteller aufgetretene, vor

einigen Jahren in Stralsund gestorbene Doctor der Medicin Karl Schöne; die im Jahr 1823 zur Feier der Vermählung des Kronprinzen Oscar an seinem Namenstage *) gehaltene Rede kam deutsch zu Lübeck bei J. J. von Rohden 1825 in Octav heraus; der Ueber-

*) Nach dem schwedischen Calender, wenigstens noch nach dem vom Jahr 1815, fällt der Oscarstag auf den ersten December; der Ordensbischof D. Wallin aber nennt in seinen **Religions - Tal wid åtskilliga tillfällen** (Religions-Reden bei verschiedenen Veranlassungen) Stockholm 1825 Th. 1. S. 347 bei Gelegenheit der im Jahr 1821 zur Einweihung des Stockholmschen Gymnasii gehaltenen Predigt den vierten October den Namenstag des Prinzen. Der Tag der Vermählung war bekanntlich der neunzehnte Junius des Jahrs 1823.

setzer ist mir unbekannt. Es ist die glänzende Stelle, welche die am Reformations-Jubelfest gehaltene Rede unter den vielen, bei Gelegenheit dieses schönen Festes auch in Deutschland erschienenen Reden einnimmt, anerkannt worden, und hier und da ist laut ausgesprochen, daß wohl eben nicht viele unserer vaterländischen Reformations-Jubelreden mit ihr möchten verglichen werden können. Der Uebersetzer hat im Ganzen den Ton des Originals wohl getroffen, und seine Arbeit stellt sich als eine geistreiche dar; seine dürftige Kenntniß der schwedischen Sprache aber ist der Grund gewesen, daß fast auf jeder Seite sich der Mißgriffe und Unrichtigkeiten meh-

rere und oft recht arger Art finden. Daß sie von wenigen Lesern bemerkt worden sind, verdankt der Uebersetzer dem Geiste des schwedischen Verfassers, der mit seiner ideenvollen Genialität und seiner seltenen Kraft und Fülle der Sprache sich der Leser so bemeistert und ihre Theilnahme für das Größere und für das Ganze so sehr zu fesseln weiß, daß die Aufmerksamkeit Mancher sich weniger auf das Kleinere und Einzelne richtet. Auffallende Unrichtigkeiten und Mißverständnisse finden sich nun eben in der Uebersetzung der in Bezug auf die Vermählung des Kronprinzen Oscar gehaltenen Rede nicht, aber dafür ist auch der in dem Original we-

hende Geist und die herrliche Sprache der Urschrift weniger aufgefaßt und im Deutschen wiedergegeben. Tegnérs Reden sind sämmtlich wahre Kunstwerke der Sprache, und so wie sie schon dieserhalb einer Nachbildung werth sind und die auf sie verwandte Mühe reichlich belohnen, so legen sie auch dem Uebersetzer die Pflicht auf, nicht bloß auf den Inhalt und die Ideen, sondern auch auf die Sprache und Darstellung zu achten und darüber zu wachen, daß in oratorischer und überhaupt ästhetischer Beziehung das Nachbild dem Urbilde nicht zu ungleich werde.

Doch nicht bloß unserer deutschen Litteratur gehören die gedachten beiden

Reden schon seit Jahren an, sondern sie haben, wenigstens in Schweden und Dänemark, gewissermaßen schon eine Geschichte erhalten. Die erste derselben trat in einer doppelten Beziehung polemisch auf; auf der einen Seite stellte sie sich den Bestrebungen der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in wissenschaftlicher und ästhetischer Beziehung scharf entgegen, und auf der andern trat sie einer neuen, in Schweden sich geltend gemacht habenden Schule, die sich selbst die lichtbringende, die phosphorische, nannte, von Andern aber mit dem Namen der mystischen bezeichnet wurde, nicht ohne Bitterkeit in den Weg. Beide ang griffene Theile stellten Vorkämpfer

gegen den kühnen Angreifer in das Feld. Die Sache des achtzehnten Jahrhunderts, und, was hinsichtlich der Geschichte der schwedischen Poesie hiemit gleichbedeutend ist, die der alten, oder französischen Schule, nahm ein als Dichter, Litterator und Publicist nahmhafter und verdienter schwedischer Gelehrte, der Kanzleirath und Oberbibliothekar J. P. Wallmark in Stockholm auf, und zwar in der damals unter dem Titel Allmänna Journal von ihm herausgegebenen Zeitschrift, Jahrgang 1818, Nr. 121 bis 133. Durch den Auszug, welchen der Doctor der Rechte J. Ch. Höst in Kopenhagen in seiner Zeitschrift Politik og Historie Kopenhagen 1820, B. 2. H. 1. aus

diesem Aufsatze lieferte, ward Wallmarks Vertheidigung des achtzehnten Jahrhunderts gegen Tegnér auch in Dänemark verbreitet. Die neue poetische Schule in Schweden fand in der zu Upsala herauskommenden Litteraturzeitung (Upsalas Litteratur. Tidning) eine Vertreterinn, und namentlich war es der jüngst verstorbene, als Kritiker und als Herausgeber fremder Dichterwerke aus älterer und neuerer Zeit *) aufgetretene L. von Hammar-

*) Namentlich der poetischen Werke von Georg Stjernhjelm, einem Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, und der Schriften von Eric Johann Stagnelius, dessen episches Gedicht „Wladimir der Große" Olof Berg im vorigen Jahr deutsch übersetzt hat.

skjöld, welcher sich ihrer annahm. In einzelnen satirischen Poesieen erwiederte Tegne'r auf diese Kritiken mit bitterm epigrammatischen Witze, besonders auf die von Hammarskjöld, mit dem er auch in anderer Beziehung eine litterarische Fehde führte, wiewohl er, wie auch aus der Rede selbst hervorgeht, das Ehrenwerthe in dem Streben jener neuern Schule keinesweges verkannte. Es stehen einige dieser Epigramme, welche ich nur zum Theil und auch nur aus mündlicher Mittheilung eines Freundes, kenne, in schwedischen Zeitungen zerstreut. Auch in Dänemark fand die Reformations-Jubelrede hinsichtlich ihrer Angriffe des achtzehnten Jahrhunderts Gegner und

Vertheidiger an nahmhaften Männern in der Litteratur dieses Landes. Schon vor dem oben genannten Doctor Höst, dem Epitomator der Wallmarkschen Vertheidigung des gedachten Jahrhunderts, war der vielseitig verdiente Professor D. K. L. Rahbeck in Kopenhagen bei Gelegenheit der von ihm herausgegebenen Uebersetzung dieser Rede in der fraglichen Beziehung gegen sie aufgetreten; ein anderer dänischer Uebersetzer, der Professor J. Möller, pflichtete aber den Ansichten Tegne'rs bei. Die Beurtheiler der Schöneschen Uebersetzung in deutschen Litteraturblättern haben, so viel ich mich erinnere, sich wenig auf den Inhalt der Rede eingelassen, sondern sich

auf die rühmende Anerkennung ihres oratorischen Werthes und des Ideenreichthums und der geistreichen, klaren Sprache ihres Verfassers beschränkt; der Beurtheiler der Höstischen Zeitschrift in der Hallischen Allgemeinen Litteraturzeitung Jahrgang 1821, Nr. 91 macht jedoch die Ansichten von Wallmark, Rahbeck und Höst zu den seinigen.

Die Rede am Oscarstage ward bald, nachdem sie gehalten worden war, von dem Professor D. Rosenskjöld, einem Pfarrer in Schonen, ins Dänische übersetzt, mit mancherlei Auslassungen und Abänderungen wesentlicher Stellen. Dieses veranlaßte den Verfasser, der

sich hiedurch verletzt fühlte, mit einer scharfen Polemik gegen den Uebersetzer aufzutreten. In Deutschland ist dieser Streit, so viel ich weiß, nicht bekannt geworden; vielleicht werde ich in den Stand gesetzt, in Zukunft an einem paßlichen Orte darüber genauere Auskunft zu geben. Auf die Rosenskjöldsche dänische Uebersetzung bezieht sich ohne Zweifel der Zusatz des Lübeckischen Verdeutschers, daß er nach unverfälschtem Original übersetzt habe. Dieses ist, wie es die Pflicht gegen den Verfasser erforderte, auch hier geschehen, und zwar nach einem von ihm selbst durchgesehenen handschriftlichen Exemplar, und nicht ohne sein Mitwissen.

Völlig neu für Deutschland ist die auf den Grafen Johann Gabriel Oxenstjerna, dessen Platz in der schwedischen Akademie Tegnér bekommen hat, gehaltene Rede, die sich in den Verhandlungen der Akademie findet und, so viel ich weiß, auch in Schweden nicht besonders gedruckt ist. Bei der Unbekanntschaft, in welcher bis auf die neuesten Zeiten wir Deutsche mit der schwedischen poetischen Litteratur gelebt haben, ist der Held dieser Rede als Dichter uns größtentheils fremde geblieben, nicht so als Staatsmann und als Verherrlicher seines königlichen Freundes Gustavs III. Es könnte daher scheinen, als ob diese Rede, deren größeren Theil sich auf die

Charakteristik der poetischen Werke Oxenstjernas bezieht, für deutsche Leser eben kein allgemeines Interesse hätte. Aber es kommt ja bei einem jeden Erzeugnisse der oratorischen Kunst so wie der Poesie nicht sowohl auf den Gegenstand als auf die Art der Behandlung von Seiten des Redners und Dichters an; jede geistvolle und wahrhaft künstlerische Auffassung und Darstellung eines Gegenstandes und einer Person entreißt ein ästhetisches Werk den Schranken des Lokalen und Nationalen, versetzt es wie durch einen Zauberschlag in das Gebiet des Allgemeinen und rein Menschlichen und erregt so Anerkennung, Theilnahme und Bewunderung für alle Zeiten und

alle Länder. Liegt hierin nicht eben der Grund, daß die ewigen Urbilder des Schönen, wie sie uns das classische Alterthum geliefert hat, noch heute zu uns reden! Der bedeutende oratorische Werth der Rede auf den Grafen Oxenstjerna und das Großartige in der ganzen Composition derselben, so wie die sinnvolle Kunst, die in der technischen Behandlung jedes einzelnen Theils derselben, mag der Redner seinen Helden von der rein menschlichen Seite, oder als Dichter, Redner, Uebersetzer, Staatsmann u. s. w. schildern, sich beurkundet, geben dieser Rede, wie einen ausgezeichneten Werth so auch ein allgemeines Interesse, ja sie möchte in formeller und künstle-

rischer Hinsicht vielleicht die ausgezeichnetste in der ganzen Sammlung seyn. Es werden aber auch in ihr der Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit in Beziehung auf das Leben und die Kunst so viele auf eine geistvolle Weise berührt und beleuchtet, daß sie auch hiedurch sicher die allgemeine Theilnahme auch bei uns in Anspruch nehmen wird. Gern werden wir Deutsche bei dem Namen Johann Gabriel Oxenstjerna's uns auch erinnern lassen an den großen Ahnherrn desselben, den Freund Gustav Adolphs.

Von den poetischen Stücken in dieser Sammlung sind noch einige Worte zu sagen. Das Reformationsgedicht ist

der zweiten Ausgabe der Jubelrede zur Feier der Kirchenverbesserung angehängt; in der ersten Ausgabe dieser Rede findet es sich, wenigstens nach dem mir gleichfalls vorliegenden Exemplar, nicht. Es war die Uebersetzung dieses Gedichts keine ganz leichte Aufgabe. Den am Schluß der Magisterpromotion zu Lund im Jahr 1820 gehaltenen Epilog habe ich schon im Octoberheft des Jahrgangs 1827 des Morgenblatts deutsch geliefert; es ist aber die Uebersetzung bei ihrer abermaligen Bekanntmachung einer genauen Durchsicht und theilweisen Umarbeitung unterworfen worden. Gleichzeitig mit dem Abdruck im Morgenblatt erschien dieser Epilog auch in der Stralsundi-

schen Wochenschrift „Sundine" 1827 in einer sehr wackern Verdeutschung von der Hand eines Freundes. Daß diese bei der Revision der meinigen verglichen und benutzt wurde, erheischte die Pflicht gegen die Sache und gegen den Freund. Nicht so zu rühmen ist die Uebertragung des Schlußgedichts der Rede auf die Vermählung des Kronprinzen Oscar in der zu Lübeck erschienenen Verdeutschung dieser Rede.

Stralsund, den 23sten May 1828.

D. Gottl. Mohnike.

Da wegen Entfernung des Druckorts die Correctur ganz von fremder Hand beschafft worden ist, so haben sich manche unangenehme Druckfehler eingeschlichen, um deren Berichtigung gebeten wird.

S. 9 Z. 7 l. m: Die Hierarchie.
— 14 — 5 (v. u.) muß ein Punct statt des Kolons stehen.
— 17 nicht 71.
— — — 9 l. m. Aber st. Doch.
— 19 — 6 v. u. Aeußerungen st. Aeßerungen.
— 26 — 11 l. m. geplündert st. geplündert.
— 29 — 3 l. m. Hatte vordem st. Hatt evordem.
— 33 — 2 l. m. Entbehrlichkeit st. Entbeherlichkeit.
— 41 — 4 v. u. verlorne st. verlohrne.
— 42 — 9 l. m. an dem st. an den.
— 50 — 5 l. m. entwachsen st. entwaschen.
— 51 — 7 v. u. seinem st. seinen.
— 54 — 4 l. m. was st. das.
— 57 — 5 l. m. Daß st. das.
— 62 — 5 l. m. die seinen (nämlich seine Hausgötter) st. die Seinen.
— 63 — 11 l. m. in seinem st. in seinen.
— 64 — 5 —— preis' st. preiß.
— 69 Muß das Komma nach „Rede" fehlen.
— 77 Z. 4 l. m. verbindet st. verbündet.
— 81 — 2 l. m. Veranlassung st. Veranlasung.
— 82 — 3 v. u. setze man ein Komma nach kann.
— 88 — 13 vertrauten st. vertrautem.
— 89 — 2 und st. uud.
— 91 — 7 sollte st. sollten.

R e d e,

gehalten

auf dem großen Hörsaal der König Carls Hochschule

zu Lund

am Jubelfest der Reformation 1817.

[1]

Tal hållet på Kongl. Carolinska Lärosalen i Lund, vid Jubel-Festen 1817, af Esaias Tegnér. Andra Upplagan. Stokholm, Elméns och Granbergs Tryckeri, 1818, gr. 8.

Das Fest, das wir in diesen Tagen feiern, ist in mehr denn einer Hinsicht merkwürdig und erhebend. Halb Europa steht auf und begeht das Andenken eines einzelnen Mannes, der ohne alle bürgerliche Bedeutung, ohne alle äussere Hülfsmittel, einzig durch seinen Sinn und seinen freien empor strebenden Geist die Gestalt der Welt veränderte, und beide, Religion und Vernunft, von ihren schmählichen Ketten befreite. Die Völker versammeln sich in den Tempeln des Herrn und preisen den Ewigen, der sein Wort gesandt hat, und nächst ihm den, der es wieder an das Tagslicht hervorzog, so

rein, so einfach, so kraftvoll, wie es einst von heiligen Lippen gehört wurde. Die Dichter singen sein Lob, und der eine Redner löst den andern ab, um sein Andenken zu preisen. Der Tag hört nichts Anderes als seinen Ruhm, und die Nacht leuchtet von Bildern, die sein Werk andeuten sollen. Ein allgemeiner Jubel ergreift Land und Stadt. Man vergißt die Drangsale der Zeit und denkt an nichts Anderes, spricht von nichts Anderem, als von dem gewaltigen Mann und seinen Wundern. Ueber des Gepriesenen Brust hat schon längst die Erde geruht, aber merkwürdig und erhebend ist für einen Jeden der Anblick, wie der Kampf der Wahrheit stets mit Sieg schließt, wie der Mensch groß ist einzig durch seinen Gedanken und seine Kraft, und wie die wahre Größe nie von der Nachwelt vergessen wird.

Verdienste der Art, wie Luther sich erworben hat, durften auch am wenigsten von allen Gefahr laufen in Vergessenheit zu gerathen. Sein Unternehmen war so wichtig für Alles, was die Menschheit als das Heiligste schätzt; es wirkte so entscheidend auf seine Zeit; die Folgen desselben liegen so offenkundig da, auch in unsern Tagen, daß die Gleichgültigkeit selbst nicht Zeit gewinnen kann zu vergessen. Doch zu dieser allgemeinen Bewunderung trägt auch ein anderer Umstand ein Bedeutendes bei. Luther war nämlich einer von den seltenen welthistorischen Charakteren, welche stets in Allem, was sie auch unternehmen, durch ihre Art und Weise selbst Erstaunen erregen und unauslöschlich sich dem Gedächtnisse einprägen. Es lag etwas Ritterliches, ich möchte fast sagen etwas Abentheuerliches in seinem ganzen Wesen, in seinem ganzen Unternehmen, sowohl wie es

begonnen, als wie es fortgesetzt wurde. Auf Alles, was er that und sprach, drückte er stets einen eigenen Stempel fast ungeheurer Größe, fast überbrausender Kraft. Seine That war wie eine ganze, sein bloßes Wort war wie eine halbe Feldschlacht. Er war eine von den gewaltigen Seelen, die, gewissen Bäumen gleich, nur unter Stürmen blühen. Sein ganzes großes, reiches und wundervolles Leben ist mir stets wie ein Heldengedicht mit seinen Kämpfen und seinem endlichen Siege erschienen. Ein Geist dieser Art mußte nothwendig stets sich Raum schaffen, er mußte nothwendig auf eine entscheidende Weise eingreifen in die Geschichte, wohin sich auch seine Wirksamkeit wandte, unter welchen Verhältnissen und in welchen Zeiten er auch auftreten mochte.

Das Zeitalter, in welchem Luther aufstand, war eine jener großen welthistorischen Epochen,

da die Schlange der Zeit ihre Haut umtauscht und in verjüngter Gestalt hervorgeht. Das Mittelalter hatte schon längst an seinem Grabe gestanden. Der alte Rittergeist, welcher die eigentliche Lebenskraft desselben ausmachte, war aus mehreren Ursachen so gut wie erloschen. Der Krieg hatte eine neue Gestalt gewonnen und die bloße persönliche Tapferkeit in den Schatten zurückgedrängt. Die Staaten hatten sich zu größern Massen gesammelt, eine festere Ordnung hatte Platz genommen und das Gesetz und dessen mächtige Handhaber waren über dem Ritter und seinem Schwerte. Neue bürgerliche Verhältnisse waren auch nach und nach aufgekommen. Ein neuer Stand hatte sich gebildet, der mit den früheren an Kraft wetteiferte und an Bildung und praktischer Gewandheit ihnen überlegen war. Der Handel mit seinem weltvereinenden Geiste band die Völker

zusammen und setzte unter ihnen nicht bloß Waaren, sondern auch Gedanken und Ansichten in Umtausch. Eine neue Welt war aus dem Ocean hervorgesprungen und schickte der alten ihr Gold und ihre Wunder. Durch die Buchdruckerkunst hatte man ein neues, zuvor unbekanntes Mittel Meinungen und Untersuchungen in Umlauf zu bringen und auszubreiten. Es war unmöglich den Gedanken länger in eine abgesonderte Zunft einzuzwängen oder die losgelassene Forschung zurückzuhalten. Sie ging durch verschlossene Thüren. Es waren dem jungen Adler die Schwingen gewachsen, und er prüfte sie immerfort und stieg empor gegen die Sonne. Man konnte den Ketzer verbrennen; aber seine Schriften blieben für einen Jeden zurück und riefen wie Geisterstimmen über die Erde. Die alte classische Vorzeit war jüngst aus ihrem Schutt hervorgezogen worden. Gleich

einer aus der Erde gegrabenen Stadt stand sie vor der erstaunten Welt mit allen ihren Tempeln und Säulen. Ihre unermeßliche Masse von klaren Vorstellungen und kühner Forschung ward mit einem Male wie ein Gährungsstoff in die schon voraus unruhige Zeit geworfen. Hierarchie hatte schon längst die Welt beherrscht. Sie war früher vielleicht nothwendig gewesen, um wie eine unsichtbare Macht, wie eine Hand aus den Wolken, das verwilderte Europa zusammen zu halten. Europa hatte mehrere Jahrhunderte hindurch keinen einzigen wirklichen Vereinigungspunkt gehabt noch haben können, als die Kirche. Jetzt war das Verhältniß anders. Das theokratische System war in Folge der veränderten Gestalt der Zeit unnöthig, folglich auch unpassend geworden. Es mußte deshalb einem andern Platz machen. Die Hierarchie mußte fallen. Die

gränzenlosen Ansprüche, die sie noch in ihrem Alter machte, und ihre Halsstarrigkeit nichts zugestehen zu wollen, beschleunigten nur ihren Fall. Doch sie konnte wirklich nichts zugestehen. Sie war wie ein geschlagener Eroberer, welcher nicht unterhandeln kann, nichts zurückgeben kann, weil er dadurch Gefahr läuft Alles zu verlieren. Mehrere merkwürdige Versuche sie zu stürzen waren schon gemacht worden. Es ist wahr, sie waren mißlungen; aber der blinde Gehorsam war doch durch sie gebrochen und eine Möglichkeit war gegeben worden, an der unfehlbaren zu zweifeln. Mit diesem Zweifel war auch ihr Untergang unvermeidlich; denn sie beruhete von ihrem Anfange an auf der Abwesenheit alles Zweifels, so wie die Finsterniß auf der Abwesenheit des Lichts beruht. Sie war wie Papiergeld, dessen Werth verloren ist, wenn das Vertrauen zu ihm aufhört.

Der entscheidende Augenblick war da. Die Erde war ausgehölt unter dem Thron des Alten, und es bedurfte bloß einer kühnen Entschlossenheit und eines kräftigen Arms, um sie in den geöffneten Abgrund zu stürzen.

Meine Absicht mit dem eben Gesagten ist keinesweges, den Werth von Luthers großem Unternehmen zu verringern; meine Absicht ist nur, die historische Möglichkeit desselben zu erklären. Das Große und Weltumwälzende kommt nie unvorbereitet. Es reift langsam, weil es lange lebt. Nur das Unbedeutende flackert plötzlich auf wie eine Sternschnuppe und stirbt weg wie die. Man sagt: „ein großer Mann schaffe seine Zeit,“ und man hat Recht, in so weit man hierunter nicht etwas Ungereimtes versteht. Aus Nichts schafft Gott allein. Ein großer Mann, auch der größte, ist nothwendig stets ein Sohn seiner Zeit; aber er ist deren ältester

Sohn, er ist der Innhaber des Fidei=Commisses der Zeit. Das Zeitalter ist sein, und er verwaltet sein Gut, wie es ihm am besten scheint. Die zerstreuten Elemente findet er vor, aber gewöhnlich noch unentwickelt und in chaotischer Unordnung gegen einander kämpfend. Sie zu einer Schöpfung zu sammeln und zu ordnen, sie zu einem bestimmten Ziel zu führen, auf die Zeit zu wirken, leitend, zusammenbindend, mit einem Worte, bildend: dieses ist seine Größe, dieses ist seine eigentliche Schöpferkraft. Was er auf diese Weise hervorbringt, das ist, das wird mit Recht genannt sein Werk. In diesem menschlichen Sinne genommen schuf Luther seine Zeit. Viel war geschehen vor ihm; denn was er ausrichtete, wäre sonst eine Unmöglichkeit gewesen. Aber nichts destoweniger war er allein der säcularische Mann, auf den Alles ankam; er war es in der That, der die Welt

des Geistes umwälzte; er war es, der die Vernunft rächte; er war es, der den Aberglauben und das Pabstthum stürzte.

Man kann die Reformation betrachten und betrachtet sie auch gewöhnlich allein in ihrem Verhältnisse zur Kirche. Inzwischen machten die Religionsreformen, selbst die theologischen Meinungen, bloß die eine Seite derselben aus, wichtig ohne Zweifel, aber deshalb nicht die einzige. Eine ganz abgesonderte Religionsverbesserung ist an sich selbst unmöglich; denn mit der Religion hängt alles Menschliche, in der schönsten Bedeutung des Worts, zusammen. Die Reformation ist in einer andern Beziehung wie das neue Testament der menschlichen Vernunft zu betrachten, als eine Erlösung aus der alten Knechtschaft. Eine neue Zeit nahm mit ihr ihren Anfang und ließ den nachfolgenden Zeiten zum Erbe zurück: Denkfreiheit, Forschung und

freien Spielraum zur Entwickelung aller unserer edelsten Anlagen. Luther pflanzte nicht den Baum der Erkenntniß (Gott pflanzte ihn schon im Paradiese); aber er riß die Klostermauern um denselben nieder, so daß seine Zweige in einer gereinigten Luft wogen und seine Früchte in der Sonne reifen konnten. Dreihundert Jahre sind seit dieser großen Begebenheit verflossen. Wir sind die Erben der Reformation. Da fragt es sich nun mit Recht: Wie haben wir unsere Erbschaft angewendet? In welchem Verhältnisse steht der Geist der gegenwärtigen Zeit zu der Reformation?

Ich sehe eine zahlreiche Versammlung vor mir: Sie erwartet vielleicht von dem Redner, was er weder geben will noch kann. Die Festlichkeit des Tages ist reich. Sie läßt die Wahl unter einer Menge von Gegenständen. Ich habe den ebengenannten vorgezogen, weil unsere

gegenwärtige Zeit mir in mehrern Hinsichten merkwürdig erscheint. So gut ich kann will ich daher die Zeit, wie sie vorbeieilt, fassen bei ihren fliegenden Locken. Ich will ihr blicken in das wechselnde Antlitz und sie vor Euch so hinzeichnen, wie sie mir erscheint.

Es giebt überhaupt nichts Schwereres, als seine eigene Zeit recht zu beurtheilen, so wie der Künstler es am schwersten hat sein eigenes Bild zu treffen. Ein Jeder unter uns kämpft gern für sich selbst und kann nur dasjenige beurtheilen, was zunächst auf ihn eindringt, so wie der gemeine Soldat in der Schlacht sich selbst wehrt und seinen nächsten Gegner niederschlägt; aber von dem Gange der Schlacht weiß er wenig oder nichts. Nur der Feldherr steht auf den Höhen und übersieht mit klaren Blicken das Ganze. In mehr als einer Hinsicht gleicht auch

unsere Zeit einer Feldschlacht. Auf dem Ausgange derselben beruht das Schicksal nicht des Tages oder des Landes, sondern der Jahrhunderte und der Menschheit. Der Zeitgeist verfährt wie große Feldherren: er manövrirt um irre zu machen; es ist nicht leicht zu errathen, was er eigentlich beabsichtigt. Alles ist Partei für oder gegen: es ist schwer zu urtheilen ohne Lieb' und Haß. Nothwendig ist indeß ein solches Urtheil für einen Jeden, der sein Zeitalter nicht verschlafen will. Auf dem Meere nimmt man die Sonnenhöhe, um zu wissen, wo man ist, und lenkt darnach seine Fahrt. Auf dem Lande müssen wir dasselbe thun, und auf die Zeichen der Zeit achten, wenn die Zeit auf uns achten soll.

Daß die Welt sich gegenwärtig in einem entscheidenden Durchbruch zum Leben oder zum Tode, zum Licht oder zur Finsterniß befindet; daß wir auf einem Wendepunkt der Geschichte

stehen, daß wir, mit einem Wort, auf einem Vulkan bauen, der unter uns gährt, davon überzeugt uns die flüchtigste Aufmerksamkeit und der Ausbruch des Vulkans, den wir zu einem Theil überlebt haben. Doch diese Revolution ist, so wie die Reformation, ihrem innersten Wesen nach geistig; sie beabsichtigt eine Umwälzung in der Denkart, in der Wissenschaft, in der Kunst. Doch auf der andern Seite ist es der Geist, welcher die Welt lenkt, und die Denkart nimmt stets früher oder später Mannheit an und geht in That über. Jede Revolution im Geistigen hat daher stets eine äußere politische Seite, so wie jede Wurzel ihren Stamm, oder jede Seele ihren Leib hat. In dieser zweifachen Hinsicht, der innern geistigen und der äußern politischen, muß daher unsere Zeit betrachtet werden.

Das letztverflossene Jahrhundert pries sich selbst als ein Zeitalter des Lichts und der Vollkommenheit. Es sah mit Verachtung herab fast auf alle vorangegangene Zeiten, wie auf barbarische und vorurtheilsvolle. Wir müssen auch anerkennen, daß ausgezeichnete Männer während dieser Zeit für Europa's Bildung wirkten, daß manches Vorurtheil weggeräumt wurde; daß die Wissenschaften, vorzüglich die praktischen, eine zuvor unbekannte Höhe erreichten und daß auch die andern im Allgemeinen mit einer Klarheit in Darstellung und Form behandelt wurden, wovon man seit der alten classischen Zeit nur wenige Beispiele gehabt hat. Es lag in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert ein Streben nach Begreiflichkeit und Ordnung, nach klarer und vorurtheilsfreier Uebersicht, das sicher an sich selbst rühmlich ist, und nur durch seine Anwendung am un=

rechten Ort verwerflich wird. Wäre der Mensch sich nicht selbst ein Räthsel, wozu er das Wort schon bei der Geburt verloren hat; würde er nicht mit verbundenen Augen auf der Insel des Lebens ans Land gesetzt und davon weggerufen; wäre nicht eben das Edelste und Heiligste bei ihm zugleich das Unbegreiflichste; wahrlich, das jüngst verflossene Jahrhundert wäre das einzig mündige gewesen, und alle vorangegangene hätten nur die Kinderjahre der Menschheit ausgemacht. Aber glücklicherweise ist der Mensch etwas ganz Anderes, als wozu die überkluge Zeit ihn machen wollte. Betrachten wir den Geist dieser Zeit in seinen einzelnen Aeßerungen, so war es ohne Zweifel recht, daß man das Vorurtheil bekämpfte; aber es war keinesweges recht, daß man zugleich alles Geistige, alles Heilige für ein Vorurtheil ansah. Jede Zeit hat ihren Aberglauben, ihr Unkraut; aber

mitten unter dem Unkraut wachsen oft die Lilien der Religion, und es ist unrecht, wenn man die einen mit dem andern ausgätet. Es war heilsam, daß man den Verfolgungsgeist verfolgte, daß man Gewissensfreiheit und Toleranz predigte; aber es war keinesweges heilsam, daß man unter Toleranz an sich nichts Anderes als Gleichgültigkeit verstand, und daß man alle Religionsmeinungen ertrug, auf dieselbe Weise, wie man die Einfälle eines Tollen oder die Fieberträume der Kranken erträgt. Es war richtig, daß man der Wissenschaft Klarheit und Faßlichkeit zu geben suchte; aber es war keinesweges richtig, daß es auf Kosten der Gründlichkeit geschah, daß man an der Stelle des frühern Ernstes eine abgeschliffene Oberflächlichkeit und eine plauderhafte Vielwisserei einführte, die in Alles pfuschte und mit frechem Leichtsinn über das Heiligste ab-

sprach. Es war richtig, daß man in der Kunst die Meisterwerke einer gewissen Nation, welche damals den Ton in Europa angab, hochschätzte; aber es war keinesweges richtig, daß man ohne Unterscheidung die bloß nationellen Formen derselben als die einzig rechten und lobenswerthen hinstellte, und sie Völkern und Sprachen aufzwingen wollte, für welche sie nicht paßten. Es war keinesweges richtig, daß man die Muse, das freieste Wesen, auf welches die Sonne scheint, vermögen wollte in Fesseln zu tanzen. — Der ganzen Bildung des Zeitalters lag eine materialistische Weltansicht zum Grunde, für Religion wie für Moral, für Wissenschaft wie für Kunst; die verderblichste von allen möglichen, verderblich auch in der Hinsicht, daß ihre eisenharte Consequenz und ihre kalte Berechnung sie zu derjenigen von allen menschlichen Ver-

irrungen macht, die durch Vernunftgründe am schwersten zu widerlegen ist. In Folge hievon erklärten die ersten Männer der Zeit mehr oder minder bestimmt, daß alle Religion, und insonderheit unsere geoffenbarte, eine Volkssage sey, dienlich Kinder zu schrecken und den Pöbel im Zaum zu halten, doch im Uebrigen des Zeitalters des Lichts unwürdig. An die Stelle des Glaubens mit seinen frommen Ahnungen, an die Stelle der Vernunft mit ihren ewigen Urbildern, an die Stelle der Phantasie mit ihrer Welt der Wunder und Schönheit trat, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Verstandesdespotismus, welcher, so weit es möglich war, die menschliche Natur mechanisirte und Alles, was in den engen Formen des Begriffs nicht Raum fand, verachtete. Mit ihrem Rechenbrett an der Stelle der Gesetztafeln zog die neue Gottheit hin durch die Welt,

und ihr kalter Hauch blies das Mark aus den Gebeinen und das Gefühl aus dem Herzen. Man duldete auch die Religion, aber als ein Supplement zur Polizei, man duldete die Kunst, aber als ein Gesellschaftsspiel, dem anders als in müssigen Stunden sich hinzugeben man sich schämte. Daß das Wissen an und für sich einen Werth haben könne, läugnete man ganz, denn eigentlichen Werth hatte nichts Anderes, als das sogenannte Nützliche, das will mit andern Worten sagen, das, was zur Nahrung oder zur Bekleidung taugte. Daher beruhte auch die Vollkommenheit der Menschheit wesentlich auf den Fabriken; und einer der consequentesten Denker des Zeitalters bewies, daß der Vorzug des Menschen vor den Thieren nicht in der Vernunft oder der Sprache, sondern in der Hand und den fünf Fingern liege. Dieser neue Grundsatz des Nutzens, den

einfältigere Zeiten einem höhern unterwerfen zu müssen geglaubt hätten, weil er den Menschen mit dem Thier gleichstellt, trat auf diese Weise jetzt als höchste gesetzgebende Macht auf, nicht bloß für den einzelnen Aufgeklärten, sondern auch in einem höhern Grade für die Nationen und für die Staatslehre. Der alte ritterliche Traum von der Ehre des Volks wurde ganz laut für ein Hirngespinnst erklärt, oder doch so gedeutet, daß er eins und dasselbe mit dem ökonomischen Wohlstande des Volks sey. In der Geschichte ward alles, wie auf einem Handelscomptoir, nach dem, was es einbrachte, berechnet, und eine Spinnhauseinrichtung oder eine Dreschmaschine wurden an sich höher geschätzt als Alexanders abentheuerliche Züge nach Indien oder Carls XII. nutzlose Siege. Solchergestalt hatte man in Allem solide Ansichten; und den Inbegriff dieser ganzen Weisheit

nannte man mit einem allgemeinen Namen **Aufklärung**. In ihrem Scheine wuchs auf und reifte das achtzehnte Jahrhundert, ein gar wunderlicher Baum mit ausgehöltem Stamm und mit wurmstichigen Früchten; doch in dem Wipfel des Baums zeigte sich am Ende, wie eine blutrothe Krone, die französische Revolution.

Vielleicht wird dieses Urtheil hart und einseitig erscheinen über ein Zeitalter, welches so lange als das der Aufklärung gepriesen wurde und in mehrern Hinsichten es auch war; über ein Zeitalter, an dessen Spitze Männer wie Voltaire und Friedrich der zweite standen. Doppelt bedenklich kann ein solches Urtheil in einer Zeit wie die unsrige scheinen, in der es zur Tagesordnung gehört, das achtzehnte Jahrhundert, unter dessen Zepter wir alle gelebt haben, so zu behandeln, wie man gewöhnlich abgesetzte Regenten behandelt, deren Fehler

man aufzählt, deren Verdienste man vergißt. Ich liebe die Helden des Tages nicht, die mit tapferm Muthe sich auf dem todten Leichnam des gefallenen Königs zu Rittern schlagen. Aber man muß der Wahrheit ihr Recht geben, auch wenn es in schlechter Gesellschaft geschieht; und man kann schwerlich zu viel Schlimmes von einem Zeitgeiste sagen, der, wenn es ihm gelungen wäre, ohne Gegengewicht zu wirken, den Menschen fest an die Erde gekettet und die ewigen Schätze in seiner Brust geplündert haben würde. Mein Inneres empfindet Ekel bei dieser Prosa der Menschheit, bei dieser Beschneidung der Geistesflügel, bei diesem nüchternen und doch falschen Calcul, wo man, gleich wie in der Differential-Rechnung, die Unendlichkeit wegwirft, um das Facit richtig zu bekommen. Wäre die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, so wie manches Ande-

re, bloß eine Sache der Schule gewesen, so würde ihr Einfluß von weit geringerer Bedeutung gewesen seyn; aber sie erkannte eigentlich keine andere Schule als die Welt an, sie war eine Lehre nicht für den Forscher, sondern für das allgemeine Leben. Durch ihre Faßlichkeit fand sie Eingang bei einem Jeden, der wohlfeilen Kaufs weise werden wollte, und sie verbreitete sich daher, wie ein zehrendes Gift, in der Blutmasse der ganzen Zeit. An das Geistige, das doch die eigentliche Lebensluft des Menschen ist, glaubte sie nicht; und wäre ihre Luftpumpe so im Gange geblieben wie sie anfing, so würde die Menschheit früher oder später darunter erstickt worden seyn.

Das achtzehnte Jahrhundert ruht in seinem Grabe, und wir können mit einem biblischen Ausspruche sagen, daß es durch seine Sünde gefallen ist. Seine Lehren trugen je=

doch schon in sich selbst den Keim der Zerstörung. Was das Ewige im Menschen ist, kann wohl auf eine Zeit erstickt, aber ausgerottet kann es nicht werden, so lange der Himmel sein Tempelgewölbe über der Erde ruhen läßt, und der Prediger in unserer Brust nicht verstummt. Ein neues Zeitalter ist gekommen mit ganz anderen Grundsätzen, wie wir hoffen, und von einem ganz entgegengesetzten Geiste. Wollten wir aber die neue Zeit nach ihren Zeichen innerhalb unsers Vaterlandes betrachten, dann wären in Wahrheit unsere Hoffnungen für die Zukunft bedenklich. Beim ersten Anblick könnte es scheinen, als wenn wir nur das eine Extrem gegen das andere vertauscht hätten, und nachdem der Fieberfrost uns verlassen, habe die Fieberhitze sich eingestellt. Geziemte es sich vordem für jeden aufgeklärten Mann an Nichts zu glauben, so ist

es umgekehrt jetzt seine Pflicht an Alles zu glauben, insonderheit an das Abentheuerliche und Ungereimte. Hatt evordem nichts Anderes einen Werth, als das, was nützlich war, so ist jetzt umgekehrt Alles verwerflich, was unglücklicherweise zu etwas taugt. In der Religion preist man mit Recht ihre erhebende Kraft und den Vorzug der christlichen vor allen möglichen; aber man betrachtet sie keinesweges, wie sie betrachtet werden muß, als das recht Eigentliche für Gemüth und Glauben, sondern als einen Beleg zu einem metaphysischen System des Tages, in dessen Formen die hohen Mysterien des Christenthums mit aller möglichen dialektischen Spitzfindigkeit eingepaßt und eingeschroben werden. Mittelst eines abgenutzten Kunstgriffs beweist man die Wahrheit des Systems durch seine Uebereinstimmung mit dem Christenthum, und wiederum die Wahrheit des

Christenthums durch seine Uebereinstimmung mit dem System. In der Wissenschaft dringt man mit Recht auf Ernst und Gründlichkeit, aber Klarheit und Deutlichkeit verabschiedet man; man nimmt als Glaubensartikel die losesten Hypothesen an, man lebt von Phrasen, man trägt das Einfachste, das Trivialste als eine Art Orakelspruch vor und schreibt das tägliche Allerlei ¹) — der Wissenschaft in Chiffern. Man beruft sich bei den trockensten Speculationen auf eigene Anschauungen, auf Visionen und Entzückungen, die man vormals nur als ein Eigenthum der Propheten oder Dichter gelten lassen wollte, die aber jetzt auch das Erbtheil anderer, mehr prosaischer Naturen geworden sind. In der Kunst fordert man mit Fug und Recht das Tiefe und Bedeutungsvolle, aber als Probe hievon will man uns aufdringen — uns Söhnen des Nordens, mit

dem klaren Himmel über uns und der gewaltigen, scharf bestimmten Natur um uns, uns Erben von Saga, der Tiefgeaugten [2]), einem kräftigen Walhalla-Kinde mit scharfen Augen und frischen Gliedern — uns will man eine Poesie aufdringen ohne Form und Bestimmtheit, eine kränkelnde Gestalt ohne Mark und Sehnen, mit dem hölzernen Schwert der Abstraction an der Seite und dem Schellenmantel auf den neblichten Schultern, ein Gespenst, das im Mondschein herumspukt und seine zusammenfließenden Bilder in die Wolken malt. Alles, auch das Vortrefflichste, das nicht nach diesem Schnitt geformt ist, wird ohne weitern Prozeß als Untauglichkeit oder Verirrung verworfen. Man wendet mit Recht die Aufmerksamkeit wieder auf die ältern Denkmahle der Nationen in Kunst und Wissenschaft; man spricht von einer Nationallitteratur, die gewiß

in mehr denn einer Hinsicht zu wünschen wäre; und zu gleicher Zeit zieht man zu Anfange allerlei aus der Vergessenheit hervor, von Schön-Fräulein im Rosengarten bis zu Swedenborgs neuem Jerusalem, und stellt dasselbe hin, nicht als etwas historisch Merkwürdiges, sondern als Muster zur Nachfolge und Bewunderung. In Sprache, in Styl, in Darstellung wird ohne Weiteres Alles verworfen, was auf irgend eine Weise an die frühere Frische und Klarheit erinnert, und unglücklich ist der Schriftsteller, der sich irgend einmal einen schalkhaften Witz entfallen läßt, oder wohl gar wagt sich über die eingeführten Holzschnittformen lustig zu machen. Die Gottesgabe, die unsere Vorfahren unter dem Namen der gesunden Vernunft ehrten, diese besonders verkleinert man, als nicht zureichend für die Wissenschaft und als nur gemacht für den Pöbel und

die Ungelehrten; und beweist mit Gründen, und noch mehr mit Beispielen ihre Entbehrlichkeit. Bei allem diesen Unwesen beruft man sich in einem fort auf eine sogenannte neue Lehre, welche sowohl Wissenschaft als Kunst umgestalten, alle Räthsel des Lebens und des Todes lösen soll; und für unheilbar wird Jeder erklärt, der sich untersteht an dieser neuen Weisheit zu zweifeln, oder zu argwöhnen, daß sie mit allen ihren Wundern vielleicht nur eine Taschenspielerin sey. Eine merkwürdige Erfahrung ist es gleichwohl, daß diese neue Lehre, in dieser Gestalt wenigstens, gleich wie die Kuhpocken vorzüglich bei Kindern ansetzt. Und dringt sie einmal, wie die Vaccine durch, so hat man Fug und Recht zu hoffen, daß durch diese beiden Entdeckungen zwei Krankheiten von Grund aus werden ausgerottet werden, nämlich die Blattern und die gesunde Vernunft.

Vergieb mir, edler Luther, wenn ich an einem Tage, der deinem Andenken geheiligt ist; bei einer so ernsten Veranlassung wie die ist, da die schwedische Gemeinde das Jubelfest der Religions- und Denkfreiheit feiert, vergieb mir, wenn ich mich da gemüssigt sehe, die Albernheiten der Zeit zu berühren. Wann die Griechen vor Alters zu Olympia das Fest des Pelops feierten, geisselten sie Knaben auf dem Grabe des Helden. [3]) Die Sitte war heidnisch, aber darum eben nicht verwerflich; und für das Andenken an einen großen Mann, der seine ganze Lebenszeit hindurch für Wahrheit und Selbstständigkeit gekämpft hat, scheint es mir mit nichten ein unwürdiges Opfer, wenn man, wenigstens im Vorbeigehen, die gedankenlose Neuheitskrämerei und den unmündigen Nachbetungsgeist bestraft.

Es dürfte befremdend erscheinen, daß ich bei der Erwähnung des Zeitgeistes ein solches Gewicht auf die litterarischen Partieen des Tages lege, die von den Meisten mit Gleichgültigkeit betrachtet werden. Aber jede neue philosophische Ansicht, welche nicht einen einzelnen Theil, sondern das ganze System der menschlichen Bildung umfaßt, ist, sobald sie beginnt um sich zu greifen, entweder ein Loth, oder wenigstens ein Zeiger an der Uhr der Zeit. Oft ist sie beides. In der Art und Weise, wie sie sowohl verbreitet als bestritten wird, malt sich der innere geistige Kampf des Zeitalters, die ganze innere Welt ab, so wie die äußere Welt sich auf der Membrane des Auges malt. Die, welche am meisten dafür oder dawider geeifert haben, mögen so unbedeutend seyn, wie sie wollen. Es ist nicht der Courier selbst, der wichtig ist, sondern vielleicht sind es die De-

prschen, welche er führt. Ich sehe die philosophischen Partheigänger des Tages als undeutliche Wachsabdrücke von der großen Schaumünze der Zeit an.

Ansichten der Art wie die in Frage seyenden und auf diese Weise dargestellten, mußten natürlich auch Gegner finden. Diejenigen in unserm Lande, deren Stimme hierüber zu hören man am liebsten gewünscht hätte, haben gröstentheils geschwiegen. Aber desto geschäftiger haben sich Andere bewiesen, deren Recht für die Zeit das Wort zu führen zweideutig scheinen könnte. Ich lasse ihren Eifer für das, was sie den guten Geschmack und die gesunde Vernunft nennen, in seinem Werthe; aber unleugbar ist es, daß der Streit bisher auf eine völlig verkehrte Weise geführt worden ist. Bei jedem Streite, von welcher Beschaffenheit er auch seyn möge, ist es stets nützlich zu wis-

sen; worauf es eigentlich ankömmt. So schadet es auch nicht, die Sache von der Person zu trennen, und es wenigstens als möglich vorauszusetzen, daß die erstere einigen Werth haben könne, wenn auch die letztere unbedeutend sey. So wäre es hier zum Beispiel nicht übel gewesen, wenn man von Anfang an eingesehen hätte oder hätte einsehen wollen, daß es vielleicht auf etwas ganz Anderes ankommen könne als auf eine vorübergehende jugendliche Hitze; daß es vielleicht die Schlingeljahre des Zeitalters und nicht des Schriftstellers seyen, die man vor sich habe, und daß die sogenannte neue Schule etwas ganz Anderes seyn oder bedeuten könne, als die meisten ihrer Schulknaben. Aber man berücksichtigte weder den Werth des Alten noch das Streben des Neuen. Die ersten Männer der Nation zogen sich im Gefühl des Unrechts, das

ihnen geschah, in die Verschanzungen ihres alten Ruhms zurück, und verhärteten sich in Grundsätzen und Manieren, welche sie möglicherweise wenigstens sonst aufgegeben oder nicht ausschließlich gebilligt haben würden; und die Jüngern, die noch weniger den Maaßstab des Rechten gewinnen konnten, stürzten sich in immer wildere Ausschweifungen. Ich kenne in Wahrheit nichts Geistloseres, Halberes Unbestimmteres, als diese ganze Polemik, so wie sie, mit wenigen Ausnahmen, unter uns geführt worden ist. Es war weder Spiel noch Streit, weder Witz noch Tiefsinn, weder Scherz noch Ernst. Auf der einen Seite zogen die Helden der neuen Offenbarung stets in voller metaphysischer Rüstung auf, aber selten war es ein lebendiger Arm, der die Klinge führte, und kein Herz klopfte unter dem Harnisch. Auf der andern Seite sah man ihre Gegner

lauter leichte Truppen, buchstäbliche Gymnosophisten, eine Art Athleten, welche wenigstens darin denen des Alterthums glichen, daß sie nackt kämpften. Sie rechneten besonders auf das Lachen und auf Sarkasmen; aber fürs erste gewinnt man nie und zu keiner Zeit eine Schlacht mit bloßen Freudensalven, und fürs zweite ist das rechte Lachen die Tochter des Ernstes, und niemand lacht gut, der nicht auch, wenn es erfordert wird, ernsthaft seyn kann. Hierzu kam auch, und dieses war die Hauptsache, daß unter der Maske von Rächern des Geschmacks und der Vernunft Manche nur die Waffenträger des alten wohlbekannten Aufklärungssystems wieder zu erkennen glaubten, die mit dem Sturze des neuen nur die Wiederaufrichtung von Grundsätzen beabsichtigten, deren Unhaltbarkeit einzusehen man angefangen hatte, und deren Einseitigkeit jedem edlen Gemüth verhaßt war.

Und auf diese Weise scheint die ungewisse chaotische Zeit stets zwischen dem leblosen Alten und dem ausschweifenden Neuen zu schwanken. Bliebe uns nichts Anderes übrig, als die Wahl zwischen diesen beiden Extremen, zwischen der alten Bilderstürmerei und der neumodischen Abgötterei, zwischen der herzlosen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts und der kopflosen Schwärmerei des neunzehnten — bliebe uns nichts Anderes übrig als die Wahl zwischen diesen, in Wahrheit, ich weiß nicht, wie wir ohne zu erröthen das Andenken Luthers begehen sollten; ich weiß nicht, wie wir seine Blicke voll lebendigen Glaubens, aber auch voll vernünftiger Klarheit ertragen sollten; ich weiß nicht, was wir heute seiner ernsten Gestalt antworten sollten, welche drohend vor uns aufsteigt und uns fragt: Was wir aus seinem Werke gemacht haben? —

Doch so ist es nicht, so kann es nicht seyn Will man alles das philosophisch nennen, was das ganze Innere des Menschen umfaßt und bestimmt, seine ganze Art zu denken und zu sehen, zu glauben und zu hoffen; so ist die Krisis unserer Tage gewiß eine philosophische, und so viel ich verstehe, eine Krisis zum Bessern. Nämlich in jeder Philosophie, die ihre Zeit entweder bildet oder wenigstens darstellt, sind, nach meinem Dafürhalten, nicht der Inhalt des Systems selbst oder die behaupteten Entdeckungen, welche leicht falsch seyn können und es auch gewöhnlich sind, die Hauptsache. Die Philosophie ist wie Ceres in der Fabel. Mit der Fackel in der Hand sucht sie überall ihre verlohrne Tochter, und findet sie schwerlich früher als bei Pluto. Es kommt weniger auf das an, was die ewige Sucherinn gefunden zu haben glaubt, als auf den Weg, welchen

sie geht, um es zu finden. Das Wichtige ist nicht die Wahrheit oder Falschheit des Systems an sich betrachtet (als solches bleibt es gern innerhalb der Schulwände), sondern die Weltansicht, welche demselben zum Grunde liegt, und das Verhältniß zu dem, was auch außer dem Bezirk des Systems dem Menschen theuer und heilig ist. Man kann also zweifeln an den herrschenden Lehrgebäude als Lehrgebäude betrachtet. Man kann von den dogmatischen Großsprechereien desselben, daß nun endlich die Wissenschaft gefunden sey, von seinen vorgegebenen Entdeckungen, von seiner bequemen Weltconstruction, mit einem Worte, von allen seinen Wunderkuren denken wie man will. Man kann glauben, daß die Philosophie, auch die neueste, Portugal gleicht, das seine alten Entdeckungen nicht vertheidigen, noch weniger sich neue erwerben kann. Man

kann glauben, daß die Natur noch, so wie vormals, vor uns liege, eine ungeheure Sphinx mit ihrem unauflöslichen Räthsel. Man kann glauben, daß jedes bloß und bare Vernunftsystem, welches keinen andern Grund als seinen eignen hat oder haben will, eben dadurch grundlos sey, und daß das innerste Wesen des Unsichtbaren und Sichtbaren tiefer liege, viel tiefer, als irgend eine bloße Wissenschaft reicht. Man kann glauben, daß der Engel des Lichts eigentlich nur zwei Flügel habe: Religion sey der eine und Kunst der andere. Man kann glauben, daß der Engel mit den Flügeln fliege, und keinesweges mit den metaphysischen Schwanzfedern. Aber diese Zweifel, welche den letzten Grund der Wissenschaft überhaupt und der in Frage seyenden insonderheit betreffen, hindern keinesweges in einer andern Beziehung die zuletzt genannte als eines der freudigsten Zei-

chen der Zeit zu betrachten. An die einzelnen Lehren derselben ist das Schicksal der Menschheit nicht gebunden; die mögen stehen oder fallen, und glaublicherweise fallen sie, gleich allen ihren Vorgängerinnen; aber die Art und Weise, die darin herrscht den Menschen und die Welt zu betrachten, der Geist, der das Ganze belebt, er ist das, was für die Zeit wichtig ist; denn er hat sich der Jugend bemächtigt, welche die Knospe der Zukunft ist; er lebt dunkel in dem aufwachsenden Geschlecht. Hätte er auch nichts Anderes ausgerichtet als bei seinem ersten Auftreten die vorige Leichtfertigkeit verdrängt und die Gemüther auf eine gründliche Forschung, eine ernstere Methode hingewendet, schon dieses wäre wichtig. Denn die Oberflächlichkeit ist für die Geistesbildung dasselbe, was die Geschäftslosigkeit für die Moral ist; sie verdirbt die beßten Anlagen.

Aber noch wichtiger ist es, daß die ganze Richtung des Systems dem zuvor herrschenden schnurstracks entgegengesetzt ist, daß es zu Anfange als Löschmittel gegen die falsche Aufklärung, gegen die Lampe, die in dem Grabe alles Großen und Heiligen brannte, gewirkt hat, daß es das bloß Thierische verachtet und das Göttliche im Menschen anerkennt. Dieser ihm eigenthümliche Charakter der Opposition gegen die frühern Ansichten erklärt nicht nur einen großen Theil seiner Ausschweifungen, sondern dürfte auch das Wichtigste, vielleicht das einzig Wichtige in dem ganzen Neuen seyn.

Zweierlei war es nämlich, was die Reformation Luthers eigentlich bezweckte: Heiligkeit der Religion und Freiheit des Gedankens, den Glauben und die Vernunft, nicht als feindliche Mächte gegen einander kämpfend, nicht eindringend in ihr gegenseitiges Gebiet, sondern

als friedliche Nachbaren herrschend innerhalb bestimmter Gränzen. In ihrem eigenen befriedeten Kreise sollte die Religion herrschen, aber die Religion einfach und rein, so, wie sie dasteht in der heiligen Schrift ohne alle Menschensatzungen, und frei gemacht von den unberufenen Verbesserungen der meisternden Vernunft. Auf der andern Seite sollte der Gedanke nicht ihr Sclave seyn; keine Mönchsfesseln sollten ihn einzwängen, kein Scheiterhaufen sollte dem Gottgebornen drohen; in seinem eigenen Raum sollte er schweben, ungebunden und frei, wie ein forschender Engel in der blauen Luft schwebt. Dieses war Luthers großer Gedanke, und auf diesem freien nnd doch bestimmten Verhältnisse zwischen Vernunft und Glauben, auf dieser Bundesacte zwischen dem Menschlichen und Göttlichenberuht das ganze Wesen der Reformation. Sobald dieser Bund gebrochen wird,

sobald einer von diesen beiden Mächtigen als ein unrechtmäßiger Eroberer auf den andern eindringt, ist auch die Harmonie gestört, und die Reformation in ihrem innersten Grunde aufgehoben, wenn auch ihre äußern Formen beibehalten werden. Das achtzehnte Jahrhundert faßte überhaupt nur das eine Element der Reformation, die Denkfreiheit, auf und erhob sie auf Kosten des Glaubens, als die einzige rechtmäßige Gebieterinn. Deshalb sah auch Mancher dieses Zeitalter als den eigentlichen Vollender dessen an, was Luther begonnen hatte, als den rechten Protestantismus; denn es protestirte gegen Alles, was man sonst als heilig und göttlich betrachtet hatte. Aber an sich war es nicht der Sieg des Prontestantismus, sondern dessen Caricatur; es war nicht Luthers Geist, sondern der Geist einseitiger Verirrung. Die verschmähte Religion rächte

sich selbst, und der Gedanke, seines Himmels beraubt, kroch mit gelähmten Flügeln auf der Erde. Die gegenwärtige Zeit hat eine entgegengesetzte Richtung genommen. Sie scheint uns im Glauben zu extravagiren; sie erinnert in Vielem an den frühern Aberglauben; aber an sich selbst will sie nichts Anderes als das verlorne Gleichgewicht zwischen Religion und Vernunft, zwischen Himmel und Erde wieder herstellen. Dieses ist ihr eigentliches Kennzeichen, ihr dunkles, aber gleichwohl nicht zu bezweifelndes Streben. Zu diesem Zweck hat sie vorher schlummernde oder erstickte Kräfte geweckt. Andere Mächte regieren jetzt in der Welt des Geistes. Beherrschte uns vordem der nüchterne Verstand, so ist jetzt wiederum die Phantasie losgelassen, das leichte Götterkind mit dem Rosenmantel, mit seinen in der Sonne spielenden Schwingen. Im Gefühl

ihrer neu gewonnenen Freiheit guckt sie in Alles, auch dahinein, wohin sie eigentlich nicht gehört. Sie gießt ihren warmen Hauch über die Zeit, und deshalb schlagen die Pulse der Zeit stärker und unruhiger als zuvor. Wir leben unter Eisgängen. Die Fluth braust gewaltsam; aber es ist Schuld der Frühlingssonne, welche schmilzt und löst. Man spricht von Zeichen der Zeit im Süden; man fürchtet oder scheint sich wenigstens zu fürchten vor Jesuitismus und Pabstgewalt; man weissagt uns eitel Finsterniß und Barbarei für die Zukunft. Ich liebe diese Nachtwächterrufe am hellen Mittage nicht. Woher sollte denn wohl die Pabstgewalt kommen? Sie ist todt, sie ist schon längst todt gewesen und in ihrer einbalsamirten Mumie, die noch da steht, lebt kein Geist. Den Todten weckt Keiner, bevor er zum Gericht geweckt wird. Die lächerlichen Versu=

che, ihren Schatten hervorzurufen, wenn sie auch hie und da noch mit Ernst getrieben werden, müssen eher unser Mitleid als unsre Besorgniß wecken. Die Zeit ist wirklich ein für allemal der Pabstgewalt entwaschen. Die Bäume, die man in unsern Tagen fällt, taugen nicht zu Religionsscheiterhaufen; das Holz ist zu naß, und die Flamme zündet nicht. Es ist einfältig nicht einsehen zu können, daß das Mittelalter, das man uns zurück prophezeiet, offenbar eine Zeit von einer ganz andern Richtung, einer ganz andern historischen Bedeutung war, als die gegenwärtige Es ist einfältig nicht einsehen zu können, daß das ganze Bildungssystem des gegenwärtigen Europa ganz der gerade Gegensatz des hierarchischen ist. Die Hierarchie kann nicht wiederkommen. Die Ursachen, die sie nothwendig machten, machten sie für ihre Zeit auch möglich; aber diese

finden sich jetzt nicht mehr; sie haben sich seit langer Zeit nicht mehr gefunden. Die Denkweisen, die sie voraussetzte, sind schon längst verdrängt. Sie ist ein Kronprätendent, der, so wie der Prätendent von England, ins Kloster gegangen ist. Die katholische Kirche steht noch; aber eigentlich wohnt doch ein ganz anderer Geist in ihr. Von dem alten papistischen Spuk hat Europa eben so wenig zu fürchten, als die Insurgenten in Amerika von dem todten heiligen Ignatius zu fürchten haben dürften, den ein gewisser katholischer König jüngst zu seinen Feldmarschall ernannt haben soll.

Man kann sich die Krisis der gegenwärtigen Zeit unter mehreren einzelnen Gegensätzen vorstellen; als neue oder alte Schule, als Idee oder Begriff, als Christenthum oder Freidenkerei, als Phantasie oder Verstand, überall zeigt sich, so weit ich sehe, ein zunehmendes

Uebergewicht auf Seiten der zuerst genannten. Laßt uns nur auf die Stimmen der Zeit lauschen, so weit sie nämlich in dem Sturm gehört werden können. Dringen nicht die Meisten auf Andacht und das verkannte Christenthum? Rufen nicht die Völker wärmer zum Herrn als zuvor? Weichen nicht langsam, aber doch sicher, der freche Zweifel und das greinende Schmähen? Beugen nicht die Großen der Erde, und, was mehr sagen will, die Genien der Erde, ihre stolzen Häupter vor dem Stern über Bethlehem? Wird nicht mit bewundernswürdiger Schnelligkeit die heilige Schrift verbreitet? Spricht sie nicht beinahe alle Zungen der Erde? Mit einem Wort, ist nicht der Geist der Religion minder verachtet, minder fremd, als er jüngst gewesen? In den Wissenschaften herrschen die symbolischen Ansichten. Lösen sie auch nicht das große Räthsel, lieber denke ich mir doch

die Natur als ein lebendiges Thier, denn als einen todten Klumpen. In der Erziehung kömmt man immer mehr und mehr zu dem guten Alten zurück, da man sowohl Leib als Seele härtete und den jungen Geist mit fester Speise nährte, und nicht, wie es nachher gebräuchlich ward, mit eitel Süßigkeiten. In der Kunst herrschen freiere, umfassendere Grundsätze. Auch unter uns sind tiefe, herzergreifende Töne gehört worden, unter dem übrigen Lärm; und in andern Ländern sitzt die neue Muse schon erwachsen mit ihrer Aeolsharfe, auf welcher die Winde des Himmels spielen. Ueberall tritt, wiewohl zu Zeiten unter grotesken Formen, das Geistige, das Ernste, das Bedeutungsvolle hervor. Ueberall steckt die Zeit die Hand in ihren eigenen Busen, und zieht sie reiner, wenn auch nicht ganz gesäubert, heraus.

So laßt uns denn den Geist der Zeit nicht härter beurtheilen, als er es verdient. Laßt uns gegen seine Ausschweifungen eifern, aber darum das Gute nicht verkennen, das ihnen zum Grunde liegt. Die neue Zeit ist noch ein Jüngling, und alle Jugendkraft ist gewöhnlich übermüthig; sie liebt die Uebertreibung und beginnt gern damit sich Platz zu machen. Wir müssen auch nicht vergessen, daß die Einsei tigkeitder frühern Zeit die der gegenwärtigen geweckt und gereizt hat. Wir müssen nicht vergessen, daß die neue Zeit wie ein Arzt gekommen ist, und daß die Krankheit, welche geheilt werden sollte, gefährlich und tief eingewurzelt war. Laßt uns daher den Arzt nicht tadeln, wenn er streng ist, wenn er tief in die Brust der Zeit schneidet; denn es ist ein Krebsschaden, den er fortschneiden muß. Unsere Zeit ist, wie Luthers Zeit, eine Zeit

der Unruhe und des Kampfs, aber ich meines Theils bin überzeugt, daß aus dem Streit der kämpfenden Elemente eine bessere, eine schönere Schöpfung hervorgehen wird; denn der ordnende Geist schwebt schon über der Tiefe. Laß sie brausen, laß sie ihren Schaum werfen! Aber das Licht wird noch einmal sich scheiden von der Finsterniß; und wenn Alles vollendet ist, wird eine veredelte Menschheit hervorgehen; aufgerichtet wird sie sich hinstellen mitten in der neuen Schöpfung und mit dem Sterngewölbe sich krönen.

Die gegenwärtige Zeit hat endlich auch ihr äußere merkwürdige Seite. Ich kann mich hier weit kürzer fassen, denn die Tendenz der Zeit liegt hier so vor Augen; sie ist hervorgetreten und tritt täglich unter so bestimmten Formen hervor, daß durchaus kein Zweifel Statt finden kann. Es geht ein mächtiger

Geist durch die Geschichte unserer Tage; eine edle Gestalt, das Schwert an der Seite und Adlerschwingen auf dem strahlenden Helme. Ich kenne ihn sehr wohl, den hohen Genius der Freiheit, denn ich bin Schwede und bin aufgewachsen mit ihm. Es scheucht mich nicht, daß Blut an seinen Händen ist, denn ich weiß, was für Blut es ist. Unerschrocken will ich ihm sehen in die blitzenden Augen; ich will spielen mit seinem Schwert und ihn an mein Herz drücken wie einen Jugendfreund. An sich kann dieser Freiheitsgeist in seiner gegenwärtigen Gestalt als ein Vermächtniß der Reformation angesehen werden. Der Geist aller Freiheit ist in seinem Wesen derselbe, im Reiche des Gedankens wie im Staate. Er ist Priester in der innern Welt, er ist Staatsmann oder Held in der äußern. Wo sich nur eine vernünftige Denkfreiheit findet, findet sich daher stets eine

gleiche bürgerliche Freiheit, wenn nicht in sanctionirten Formen, so doch stets in der Wirklichkeit. Und woher datirt sich alle vernünftige Denkfreiheit in Europa, wenn nicht von Luthers Reformation her? daß die politische Reform in unsern Tagen von einem sogenannten katholischen Lande ausgegangen ist, beweist nichts hierwider; denn eben das ist, das Wichtige in Luthers Reformation, daß seit ihr kein katholisches Land ganz in dem Sinn, wie es zuvor war, gefunden ist. Man sagt: die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts sey es, welche die große politische Umwälzung bewirkt habe; wenn dieses wahr wäre, so wäre es ohne Zweifel ihr bestes Werk. Aber der Grund liegt tiefer, wie es unter andern auch die Geschichte Englands beweist. So wie dieser Freiheitsgeist schon längst sich in Europa offenbart hat, kann er nun nicht mehr verdrängt

werden weder durch Gewaltnoch List, weder durch Sophismen noch Beschwörungen. Unbekümmert geht er seinen ruhigen Gang und tritt das Verweste nieder und legt Ecksteine zu seinen Tempeln. Es ist hier nicht die Rede von einer aufbrausenden Pöbelwuth, welche die Splitter des Throns unter die des Altars wirft und ihre unsinnigen Feste auf den Ruinen des Staats und der Ordnung feiert. Es ist nicht die Rede von dem Mißbrauch der Freiheit, sondern von ihrem Gebrauch. Es ist die Rede von dem ewigen Recht der Völker, so wie die Vernunft es lehrt; es ist die Rede von den tiefsten und wesentlichsten Grundpfeilern der Staaten. Laßt uns um uns blicken ohne Partheilichkeit und Vorurtheil! Was ist es, was die Völker fordern in Nord und Süd? Sie fordern nur, was die Natur des Staats von selbst erheischt, in so fern er eine Bildungsan-

stalt für die Menschheit und nicht eine Neger-plantage mit Millionen von Sclaven und einem einzigen Herrn mit seinen Untervögten seyn soll. Sie fordern, daß es ihnen zugestanden werde, sich selbst die Gesetze zu machen, denen sie gehorchen sollen; daß es ihnen zugestanden werde selbst die Bürden zu bestimmen, welche sie tragen sollen. Sie fordern Verantwortung auch von Seiten der Herrscher. Sie fordern das Recht sich äußern zu dürfen, so frei und ungekränkt, als die Ordnung und als die Sicherheit des Landes es gewähren können, weil es der Athemzug der Freiheit ist, weil ein Jeder, der unnöthigerweise dasselbe beschränkt, die Zunge aus dem Munde des Staats schneidet und verräth, daß er, gleich den Tyrannen des Orients, nur von stummen Sclaven bedient seyn will. Sie fordern, daß man sie nicht mit einem gedankenlosen Hirnge-

spenst von Rechten, vererbt in einer einzigen Kaste, die niemals weder durch Mißbrauch noch Ungeschick verwirkt werden könnten, zum Besitzen haben soll. Sie fordern ein liberaleres Verhältniß unter den Ständen, persönliche Sicherheit und Heiligkeit der Rechte, welche die Natur jedem menschlichen Wesen geschenkt hat. Mit einem Wort, sie fordern nichts Anderes, als was wir in unserm Vaterlande besitzen, und, mit wenigen Unterbrechungen, seit Odens Zeiten besessen haben. Es ist nicht wohl bedacht, wenn man ihnen verweigert, was sie auf diese Weise fordern; denn wahrlich sie möchten es sich früher oder später selbst nehmen. Man freuet sich, daß die Revolution geschlossen und die alte Ordnung endlich wieder hergestellt ist. Aber man betrügt sich; denn die Revolution ist mit nichten geschlossen. Nur ihre Wuth ist geschlossen; sie

hat ihren Rausch ausgeschlafen, und mit voller Besinnung und ruhigen Blicken geht sie noch fort durch die Geschichte. Es ist ein eitler Versuch sie zurückzudrängen, oder das alte System unter seinen frühern gesetzlichen Formen wieder einführen zu wollen. Das Alte kommt eigentlich niemals in der Geschichte wieder, und am allerwenigsten das, wogegen der Geist der Zeit sich so erklärt hat. Wir haben ein großes, ein sprechendes Exempel vor uns. Fiel nicht jüngst der gewaltige Mann, welcher alle Kräfte der Revolution geerbt hatte und zu ihnen seine eigne Riesenstärke legte? Aber weshalb fiel er? Keineswegs durch zufällige Versehen, noch weniger durch die Ueberlegenheit seiner Gegner. Sondern er fiel deshalb, weil er das Streben der Menschheit verachtete; er fiel, weil der Despotismus die Uniform aller Seelen dieser Art ist; er fiel, weil er

mit dem Geiste der Zeit rang, der stärker denn er war. Schwache Seelen schmähen auf den Gewaltigen in seinem Falle; aber was er mit seiner Riesenkraft nicht durchführte, wahrlich, die Andern führen es noch weniger durch. Und würde es auch wirklich auf einige Zeit in unserm Welttheil durchgeführt; wäre es wahr, was so Mancher behauptet, daß der Tag für das alte Europa ergreise; fern im Westen, hinter dem Meer, wo die Sonne für uns untergeht, da geht sie auf für eine glücklichere Welt. Dorthin hat Europa schon manche seiner besten Hoffnungen geschickt; dorthin wird die Menschheit ihre Hausgötter retten, wie Aeneas die Seinen rettete aus dem fallenden Ilium.

Der Freiheit, auch der bürgerlichen Freiheit, Sache ist kein fremdartiger Gegenstand für eine Feier des Tages. Der Geist gesetzmä-

ßiger Freiheit, unter welcher Gestalt auch immer, ist unser Glaubensverwandter. Er ist ein geborner Lutheraner, gleich wie wir.

So laßt uns denn ohne kleinmüthige Furcht mit dem Strom der Zeit segeln. Der Strom hat jetzt seine Frühlingsfluth; aber gleichwohl führt er nicht bloß Schlamm, sondern auch Goldsand. Bald wird er sinken zwischen grünenden Gestaden. Auf seiner ruhigen Fläche werden glücklichere Geschlechter hin schaukeln, und in seinen klar gewordenen Spiegel wird der Himmel sich schauen mit allen seinen Sternen.

Freudiger also, hoffnungsvoller, als der erste Anblick der vewirrten Zeit zu gestatten schien, rufe ich heute dein Andenken zurück, edler Martin Luther! Dein Werk ist nicht verloren! Das, wofür du kämpftest dein ganzes stürmisches Leben hindurch, das, was in

deinen beßten und lichtvollsten Stunden klar und lebendig vor deiner Seele stand, das war kein Traum, kein menschliches Fabelwerk, sondern es war das ewig Wahre, das ewig Rechte. Dein Werk ist nicht verloren. Unter mannigfaltigen Formen lebt es noch mitten unter uns; es wird leben, so lange ein Menschenherz schlägt für Gottes und der Menschheit Ehre. Glückselig preiß ich dich daher, du Mann mit dem großen Sinn, du Feuersäule in der Wüste, du Donner von Sinai! Denn einer Seele, wie der deinen, würde es die Freude des Himmels rauben, wenn du wüßtest, daß du vergebens gelebt hättest. Kämpften auch zu Zeiten zwei entgegengesetzte Welten in deiner Brust; hätte auch Eines und das Andere in deinem Leben anders seyn, milder, ruhiger, gleicher seyn können; die Geschichte, welche dich richtet, siehet auf das Ganze, und sie schätzt dich als

den größten und kraftvollsten Mann deines Zeitalters, vielleicht aller Zeitalter. So wie du, haben Wenige auf ihre eigene Zeit und auf die Folgezeit gewirkt; kein Einziger hat es gethan mit so geringen Mitteln, wie du, oder wider so furchtbare Gegner. „Dein Gott war dir eine feste Burg;" und du hast gezeigt, was ein einz'ger Mann vermag gegen eine Welt, wenn sein Sinn klar ist, sein Wille fest ist und sein Herz auf den Ewigen vertraut. Gleich einer Sonnenblume wandtest du stets dein Auge nach dem Lichte. Freue dich daher deiner Sonne! Freue dich, du kühner Segler! denn deine Entdeckungsreise ist geschlossen, und du hast uns den Weg gewiesen zu den Inseln der Seligen.

W o r t e

zu der beim Reformations-Jubelfest in Lund aufgeführten Musik.

Die Nacht lag auf der Erde
Und Dunkel auf der Welt;
Daß Licht es wieder werde,
Erschien der kühne Held.

Das Buch, das sie verschlossen,
Schlug auf er offenbar,
Von seinen Lippen flossen
Die Töne stark und klar.

Und schau! es siegt der Glaube;
Rein, unschuldvoll und hehr

Zieht nun die weiße Taube
Rings über Land und Meer.

Das Oelblatt tragend flieget
Zum Freunde hin sie treu;
Die Fluthen sind versieget,
Die Erde grünet neu.

Vernunft nun wieder blicket
Aus langer Schlummernacht;
Das Aug' empor sie schicket
Voll Hoffnung, froh erwacht.

Vernunft und Glaube wandern
Versöhnet Hand in Hand.
Der einen wie dem andern
Strahlt hell des Himmels Land.

Drum preis't den Herrn mit Freuden,
Und Den, den Er gesandt!
Weg Zweifel, Furcht und Leiden!
Das Licht es ist entbrannt.

Und auf dem Leuchter glühe
Die Wunderflamme klar;
In Sinn und That erblühe
Das Heil uns offenbar.

Rede,

über den

Grafen Johann Gabriel Oxenstjerna,

gehalten

beim Eintritt in die schwedische Akademie
am 22sten Junius 1819.

Inträdes-Tal, hållit i Svenska Akademien den 22 Iuni 1819. Af Esaias Tegnér, Theol. Doktor, och Professor i Grekiska Litteraturen vid Kongl. Akademien i Lund. In den Svenska Akademiens Handlingar ifrån År 1796, Nionde Delen. (Snille och Smak.) Stokholm, Trykte hos Carl Deleen, 1822. gr. 8. S. 49 bis 112.

Meine Herren!

Aus dem entlegenen Wohnort, wo Ihre Güte mich aufgesucht hat, trete ich mit Verlegenheit in die glänzende Versammlung, welche ich heute zum ersten Mal in meinem Leben erblicke. Denn nicht ohne heimliche Furcht nimmt man einen Platz wie diesen ein; nicht ohne Verwirrung findet man sich aus dem Schatten zu den Höhen empor versetzt, wo die Ersten des Gesangs und des Staats versammelt sind. Welche Erinnerungen umgeben mich hier! Stehe ich hier nicht mitten in der Anstalt eines großen Königs, in einem Verein, der mit Recht den Namen der Nation trägt, weil die Na-

tion demselben die Obhut über ihre theuersten Schätze, über dasjenige, was ihr innerstes Leben, die eigentliche Blüthe ihres Wesens ausmacht, anvertraut hat? Treten nicht aus der Ferne die königlichen Schatten, der eigene des Stifters und die der Helden, deren Ehre er beleben wollte, hervor? Und die Helden in der Welt der Dichtkunst und des Gedankens, die im Norden hochgefeierten Namen des Gesanges und der Beredtsamkeit, haben sie nicht größtentheils persönlich Ihnen angehört? Schweben die Geister derselben nicht noch jetzt hier um Sie herum? Mit Ehrfurcht beuge ich mein Haupt vor den hohen Gestalten, und mit billiger Entsagung vergesse ich mich selbst im Anschauen derselben. Wer in einem solchen Augenblicke sich nicht mehr gedemüthigt denn geehrt fühlte; wer beim Andenken an die grossen Heimgegangenen noch ein Gefühl von Eitelkeit

in sich hegen könnte; — wahrlich der hätte schon dadurch seine Ehre verwirkt, und der Lorbeer, falls er ihn trüge, müßte auf seinem eigenliebigen Haupt verwelken.

Es sind Zeiten gewesen, meine Herren, in denen die Wahl, die mich heute veranlaßt vor Ihnen zu reden, nicht möglich gewesen seyn würde; schönere, reichere, edlere Zeiten. Wie sehr haben sich diese jetzt nicht verändert! Welche Verluste zählt nicht die schwedische Dichtkunst und Ihr Verein! Schwerer und schwerer wird mit jedem Male der Ersatz, und man ist genöthigt die Lücken zu füllen mit dem, was der Tag giebt. Von allen zuerst ernannten Mitgliedern dieses Vereins ist jetzt nur noch eines übrig, *) ein trauernder Zeuge schönerer Tage, der einzige noch dastehende Pfeiler von der Grundlegung zu diesem Tempel. Aber rund um den Pfeiler bauen

wir Andern unsere Hütten. Um diesen Mann schließt sich mit Zuversicht das aufkommende Geschlecht und lauscht mit Rührung auf die Stimme des Alten, der von bessern Zeiten erzählt und gleichwohl milde die gegenwärtigen beurtheilt. Mit Recht beweint er die großen Todten, aber auch für uns hat er Rath und Theilnahme. Gleich Nestor in der Ilias lebte er vormals mit einem bessern Geschlecht; aber das gegenwärtige wird von seiner Weisheit geleitet. Es giebt seit langer Zeit keinen Ankömmling in der Welt des Gesanges, den er nicht mit väterlicher Zärtlichkeit umarmt hätte; es giebt keinen, der ihm nicht einige der schönsten Stunden seines Lebens verdankt. Und wenn bei einer Gelegenheit, wie diese ist, die Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart nicht nothwendig meinen Sinn zu Boden schlüge, so würde das mein Stolz seyn,

daß er einst unter dem Haufen mich nicht übersah und daß meine, des Einzelnen, Dankbarkeit ihre Stimme mit der allgemeinen vereinigen kann, welche das Vaterland und die schwedische schöne Litteratur ihm widmet.

Aber es sind nicht die Verpflichtungen meiner Person, sondern es ist ein weit wichtigerer Gegenstand, von dem ich reden soll. Ich bin hierher gerufen worden, um das Andenken eines Dichters zu feiern, dessen milde Stimme seit fast vierzig Jahren jedes fühlende Herz im Norden beherrscht hat. Sie erwarten nicht von mir, meine Herren, daß ich den ganzen Reichthum eines solchen Gegenstandes erschöpfen werde. Es erfordert eine weit stärkere Hand als die meine, um die Wagschale zu halten, in der die Menschheit ihre Herrlichen wägt. Nur aus der Ferne habe ich den berühmten Mann gekannt; und

weit von seinen Höhen habe ich nur die allgemeinsten Züge seines Lebens auffassen können. Auch die Gränzen einer Rede erlauben nicht die Ausführlichkeit, welche man hier für nothwendig erachten könnte; und nicht ein Gemälde, nur einen Schattenriß kann ich Ihnen von dem großen Sänger der Erndten bieten.

Graf Johann Gabriel Oxenstierna [5]) stammte aus einem Geschlecht, dessen Name schon das Andenken an die ehrenvollsten Tage des Vaterlandes weckt. Ich will mich nicht bei der alten Frage über die Vorzüge der Geburt aufhalten, worüber in politischer Beziehung so viel gesagt worden ist und noch gesagt werden könnte. Sie sind zufällig, aber nicht zufälliger als das Genie und die Schönheit, denen doch niemand seine Huldigung weigert Ich erwähne nur die poetische Seite die-

ser Sache. Die Geburt ist für den Einzelnen, was das Vaterland mit seinen Erinnerungen für ein ganzes Volk ist; es ist eigentlich ein poetisches Interesse, das uns damit verbündet. Denn die Vergangenheit kommt uns stets wie eine schönere, eine verklärte Gegenwart vor. Der Väter Himmel hängt voll Leiern. Sie reden nicht, sondern sie singen aus den Wolken. Es muß doch schön seyn, als ein Abkömmling auf die verwandten Stimmen lauschen und von Kindheit an sein Wesen mit dem Höchsten und Edelsten, was das Vaterland gehabt hat, verbinden zu können. — Graf Oxenstjerna's Vater war ein allgemein geachteter und ehrenwerther Mann; aber sein Genie scheint der Sohn eigentlich von seiner Mutter, einer gebornen Gyllenborg, und Schwester des berühmten Dichters, [6]) geerbt zu haben. In seiner Jugend hatte er den berühmten Berg-

klint [7]) zum Führer, einen Mann schon durch sich selbst in unserer schönen Litteratur merkwürdig, aber gleichwohl vielleicht, so wie Chiron bei den Alten, berühmter durch seinen großen Zögling. Seine meiste Zeit brachte der junge Graf Oxenstjerna im Hause Gyllenborgs zu, der ihn wie einen Sohn liebte; und hievon rührte mehr als von der bloßen Verwandtschaft die innige Ergebenheit und das Vertrauen her, das die beiden Dichter ihr ganzes Leben hindurch verband.

Oxenstjerna in Gyllenborgs Hause, aufwachsend unter dessen Augen und unter dem Glanze seines Beispiels! Es ist der junge Orpheus in der Schule bei dem Dichtervater Linus. Zur Belebung und Entwicklung von Graf Oxenstjerna's Dichtergaben mag Gyllenborg kräftig mitgewirkt haben; aber auf die Tendenz und Richtung derselben scheint er

ganz und gar keinen Einfluß gehabt zu haben. Denn ungleich vertheilt die Muse ihre Gaben. Wann der Eine die Natur besonders in ihren heitersten und mildesten Verhältnissen auffaßt, und sich im Sonnenschein belustigt und mit den Blumen spielt und mit dem Westgesäusel athmet, dann blickt der Andere mit männlicher Bedachtsamkeit vorzüglich nieder in die verborgenen Tiefen; und kräftiger, aber auch härter schreitet er einher, ein wintergekleideter Genius mit dem Nordstern auf seinem Haupte. Ich richte nicht zwischen den beiden Dichtern; ich deute bloß ihre Verschiedenheit an.

Auf der Hochschule zu Upsala wurde Graf Oxenstjerna in das Haus des berühmten Ihre [8]) aufgenommen, mit dem er von mütterlicher Seite her verwandt war. Unter Ihre's Aufsicht war es auch, daß er das erste Mal öffentlich auftrat. Wie nämlich die Köni=

gin Louise Ulrike zugleich mit dem damaligen Kronprinzen Gustav die Lehranstalt besuchte, wünschte sie Zeuginn einer derjenigen akademischen Redeübungen zu seyn, auf welche die frühere Zeit mehr Gewicht legte als die jetzige. Es ward bei dieser Gelegenheit ein Gegenstand aufgegeben, und Graf Oxenstjerna ward zum Vertheidiger desselben ausersehen. Der Streit ward auf Schwedisch geführt; und wiewohl gänzlich unvorbereitet, vertheidigte sich der siebenzehnjährige Redner mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, die Alle anzog; aber zugleich mit einer Bescheidenheit, welche gewöhnlich das Kennzeichen überlegener Naturgaben ist. Prinz Gustav erklärte ihm öffentlich seine Zufriedenheit, fügte aber hinzu; er bedauere, daß der junge Oxenstjerna nicht Axel, so wie der große Staatsmann, heiße. Dieser ganze Vorfall mag unbedeutend schei-

nen; aber es ist glaublich, daß er die erste Veranlasung dazu gegeben hat, daß Gustav III. seine Aufmerksamkeit auf Graf Oxenstjerna heftete, und daß er den Grund zu einem Verhältnisse gelegt hat, welches auf das ganze Leben des letztern von dem größten Einflusse war.

Mittlerweile hatte Graf Oxenstjerna dasjenige Alter erreicht, in welchem der Staat gewöhnlich den Dienst des Mitbürgers fordert und Ersatz begehrt für die Erziehung, die er erhalten hat. Es war ohne Zweifel mehr das Beispiel seiner großen Vorfahren als seine eigene Neigung, der er folgte, daß er sich seit seiner Jugend dem diplomatischen Fache widmete. Wenigstens beklagte er sich oft über seinen Widerwillen gegen die Obergewalten der Chiffer, wie er diejenigen nannte, [9]) deren finstere Miene auch für den jungen und heitern Apollosohn abschreckend gewesen seyn muß.

Er brachte inzwischen mehrere Jahre bei der schwedischen Gesandtschaft in Oesterreich zu, unzufrieden mit seiner Lage für die Gegenwart, und, wie die Sachen damals standen, ohne Hoffnung einiger Verbesserung für die Zukunft. Aber nach Gustavs III. Regierungsantritt und der kurz darauf folgenden Veränderung begann ein neuer Zeitpunkt, nicht nur für Graf Oxenstjerna's Leben, sondern auch für die ganze Nation.

Es gehört nicht hieher die sehr ungleichen Urtheile zu prüfen, welche in spätern Zeiten über Gustavs III. Einfluß, nicht bloß auf die schwedische schöne Litteratur, sondern auch im Allgemeinen auf die ganze Sinn- und Denkweise der Nation, geäußert worden sind. Man kann je nachdem man die Sache ansieht, diesen Einfluß als glücklich oder als unglücklich betrachten; aber darin müssen doch Alle ein=

stimmen, daß der Mann, der auf diese Weise auf das Volk wirkte, einer der seltensten und reichbegabtesten gewesen seyn muß, die die Geschichte kennt. Denn nicht nach und nach, sondern mit einem Mal flog sein Geist wie ein elektrischer Schlag durch die erstarrte Nation. Wie ein Frühling trat er in die schwedische Geschichte; und plötzlich standen alle Kräfte der Nation mit einem Mal in der Blüthe, und das Leben ergoß sich, und der Gesang erwachte rund um ihn herum. Er übte über den Sinn des Volks eine Gewalt, die keinen Schatten von Furcht hatte, sondern einzig und allein auf das Gefühl seiner persönlichen Ueberlegenheit gegründet war; eine Gewalt, die ich die Theokratie des Genius nennen möchte, und die so wie die mildeste, so auch die am wenigsten demüthigende von allen ist. Außer Carl XII. hat nie ein schwedischer

König so wie er im Herzen des Volks gelebt. Und gleichwohl war es nicht durch kriegerische Thaten (die Gefahr entwickelt schnell alle schlummernden Kräfte), sondern durch sein friedliches Genie, daß er so wundersam wirkte. Aber die Ursache hievon war gewiß nicht allein der Umfang seines Genies, welchen nur Wenige schätzen konnten, sondern auch, und noch mehr, die eigenthümliche Beschaffenheit desselben, die Alle faßten. Er hatte nämlich in seinem Wesen nicht bloß etwas Großes, sondern zugleich etwas Ritterliches; die hohe Heldenkraft zeigte sich bei ihm nicht mit Schild und Schwert, sondern in dem leichtesten Anzuge des Gefallens. Er war ein großes romantisches Heldengedicht mit seinen Abentheuern und Bezauberungen, aber zugleich mit den zärtlichsten Ergießungen des Herzens und mit den üppigsten Spielen der Freude. Deshalb

wirkte er auch so romantisch auf Alles, was ihn umgab; deshalb bildete sich die ganze Nation nach ihm, oder suchte sich wenigstens nach ihm zu bilden, ohne selbst darum zu wissen. Sein Einfluß war wie der des Luftstrichs; sein Zeitalter bildete, wenn ich so sagen darf, die Turnierzeiten des schwedischen Genies. Aber beim bloßen Spiel verblieb es keinesweges, wenigstens nicht bei ihm selbst. Seine Seele war zu groß für ein Spiel ohne Ernst; er liebte das äußere Zeichen der menschlichen Größe und wollte, daß diese sich zeigen sollte. Aber man thut ihm Unrecht, wenn man hieraus schließt, daß er bloß vorstellen wollte, was ihm eigentlich mangelte. Der, welcher den großen Mann bloß spielt, wahrlich dessen Rolle ist bloß für einen Theaterabend. Nicht so tief, nicht so wahrhaft wie dieser wundersame Mann greift er in das Herz der Nation

und des Zeitalters. Die scheinbaren Widersprüche in Gustavs III. Leben beweisen doch deutlich einem Jeden, der es einsehen will, daß es nicht Leerheit war, die er ausschmückte, sondern daß sein inneres Wesen eben so reich war, wie die Farbe des äußern mannichfach und wechselnd war; und derselbe Mann, der mit eifriger Geschäftigkeit ein Fest an seinem Hofe anordnete, setzte sein Leben kalt auf dem Schlachtfelde aus und errang persönlich den blutigen Sieg auf Swenskfunds Wogen. [10]) Seine große Seele hatte Raum nicht bloß für die Plane des Helden und des Staatsmannes, sondern auch eben so sehr für die Anmuth der Kunst und für die Freude des Lebens. Er war eine Hercules-Keule, umwunden mit Laub und Rosen; er war, wie der Diamant, der härteste von allen Edelsteinen, aber zugleich derjenige, dessen Aeußeres

mit den schönsten und reichsten Farben spielt. Ich berufe mich auf Sie, meine Herren, auf diejenigen unter Ihnen, welche sowohl in den ruhigen als stürmischen Abwechselungen seines Lebens seinem Herzen am nächsten gestanden haben; — ich berufe mich auf Ihre Entscheidung, in wie weit jemals der Tadel seine Galle über eine größere, eine reichere Seele ausgegossen hat. Ich überlasse es Ihnen zu beweisen, wie er seines Volkes Liebe vergalt; wie er überall auf der Erde den schwedischen Namen liebte, wie er lebte für dessen Ehre und starb — zu dessen Erniedrigung. Ich überlasse es Ihnen auszumachen, wie weit das Lob, das meine Bewunderung ihm heute zollt, bloß einem Mitgliede der schwedischen Akademie zugeschrieben werden müsse, und nicht vielmehr dem Bürger des schwedischen Volks, dessen Liebe, dessen Vorbild, dessen Stolz er war.

Graf Oxenstjerna ward, wie Alle und Jede, von dem Genie des großen Monarchen ergriffen. Auch seine Ansichten hinsichtlich der schönen Litteratur und seine einzelnen Meinungen waren nicht ohne Einfluß auf den jungen Dichter. Aber daneben schloß er sich an seinen königlichen Wohlthäter an mit einer Innigkeit, einer Hingebung, die nur ein gefühlvolles und edles Herz fassen kann. Er sah in ihm eine Art von höherem Wesen, vor welchem er Ehrfurcht hatte, aber das er zugleich mit Entzücken liebte. Von Anfang an gehörte er zu dem vertrautem Kreise desselben, ohne Zweifel dem geistreichsten Umgangskreise, der je im Norden gefunden worden ist, und in welchem durchaus kein anderer Rang als der des Genies galt. Graf Oxenstjerna wurde nun für immer an den Hof geknüpft, wo er nicht bloß von dem Regenten, sondern auch von

allen Andern geliebt ward wegen seiner Frömmigkeit und seines milden Witzes uud fast unentbehrlich durch seine Dichtergabe. Diese letztere ward auch oft in Anspruch genommen, vielleicht öfter als die Nachwelt gewünscht haben möchte. Inzwischen finden wir ihn auch während dieser Zeit in den höchsten Aemtern des Staats. Er wurde zum schwedischen Reichsrath erhoben, folgte dem berühmten Creutz [11]) als Kanzleipräsident, begleitete, als Chef der auswärtigen Angelegenheiten, den König im ersten finnischen Feldzuge, bekleidete späterhin eine Stelle in der während des Kriegs angeordneten Regierung, und ward endlich, kurz vor dem Tode des Königs, zum Reichsmarschall ernannt.

Aber mit Gustavs III. Tode war auch die Sonne aus Graf Oxenstjerna's Leben verschwunden. Sein Amt hielt ihn wohl einige

Zeit am Hofe zurück; aber er erkannte daselbst nicht mehr die Göttergewalten seiner Jugend wieder. Auch die amtliche Bahn verließ er, und nur als Ordenskanzler fuhr er fort eine öffentliche Stelle zu bekleiden. Er zog sich immer mehr und mehr in die Ruhe des Privatlebens zurück. Ach! wir wissen Alle, wie dennoch der Kummer den Weg zu seiner einsamen Wohnung fand. In den spätern Jahren, insonderheit nach dem Verlust einer geliebten Gattin, lebte er in abgesonderter Eingezogenheit, einzig mit seinen Erinnerungen und seiner Leier.

Ich hoffe, daß ich vor Ihnen, meine Herren, keiner Entschuldigung wegen der Unvollständigkeit in dieser Uebersicht von Graf Oxenstjerna's Schicksalen und politischem Leben bedarf. Denn, warum sollten wir es nicht

anerkennen? Es ist nicht der Reichsmarschall, sondern der Dichter Oxenstjerna, dessen Name zur Unsterblichkeit geht. Es war nicht sein Purpur, sondern seine Leier, welche ihn unter Ihnen und vor der Nation ausgezeichnet hat. Ein großer Schriftsteller, insonderheit ein Dichter, sollten nie anders als wie ein Geist betrachtet werden. Er ist nicht ein Sprechender, sondern bloß eine Stimme. Sein Genie, das ist er selbst; was er wirkt und bildet, das ist seine Lebensbeschreibung. — Was er also Schönes gedichtet hat, was seine Gesänge sind — das ist für die Nachwelt Oxenstjerna. Ich will dem Urtheil derselben nicht vorgreifen. Nur den einzelnen Eindruck, den Graf Oxenstjerna's Gedichte auf mich persönlich gemacht haben, will ich hier aussprechen; mit der ungeheuchelten Ehrfurcht, die ich einem großen Manne schuldig bin, aber auch mit dem offe-

nen Freimuth, ohne den ich erröthen würde hier aufzutreten vor seinem Ruhme.

Die Tagszeiten [12]) von Oxenstjerna sind nach der gewöhnlichen Eintheilung ein beschreibendes Gedicht. Ich weiß wohl, was man im Allgemeinen gegen dergleichen Eintheilungen einwenden kann. Sie reichen selten aus für die Schöpfungen des Genies, und gewöhnlich verhält sich die Poetik zur Poesie wie die Naturphilosophie zur Schöpfung, oder wie der todte Buchstabe zum lebendigen Worte. Beschreibend kann außerdem ein jedes Gedicht seyn, insofern man hierunter, wie gewöhnlich, ein Gemälde der äußern Natur versteht; und es giebt in Wahrheit keine poetische Form, für welche eine solche Beschreibung fremd ist oder seyn kann. Aber es ist doch an sich selbst etwas ganz Anderes, wenn

man zum Beispiel in einem Heldengedicht die äußere leblose Natur als Local für die Handlung schildert, oder wenn man dieses Local selbst zum Hauptgegenstande des Gedichts macht. Im erstern Fall ist die Naturschilderung eine bloße Nebensache, gleichsam als Grund eines historischen Gemäldes angebracht der handelnden Personen wegen; im andern Fall ist es, gleichsam wie in einem Landschaftsstücke, dasjenige, worauf die Aufmerksamkeit sich recht eigentlich heften soll. Man kann im erstern Fall Leben und Wahrheit des Gemäldes bewundern, aber allein wie im Vorbeigehen und während man vom Laufe der Handlung fortgerückt wird; im zweiten Fall aber wird man gezwungen vor dem Bilde der ruhenden Natur Stand zu halten, und betrachtet gewöhnlich die menschlichen Gestalten, die hier und dort auf dem Gemälde hervorschimmern, allein als Figuranten.

Diese Uebereinstimmung der beschreibenden Poesie mit einem Landschaftsgemälde ist schon lange eingesehen worden. Beide beschäftigen sich mit der sogenannten todten Natur; beide scheinen dieserhalb die Vorzüge entbehren zu können, welche die Darstellung von Leben und Bewegung jedem Kunstwerk geben muß; beide wurden, wiewohl aus andern Gründen, von den Alten vernachlässigt, welche sie nicht als selbstständige Kunstarten behandelten. Deshalb werden sie beide aus dem Bezirk der eigentlichen Kunst von Mehreren ausgemustert, welche auf ihrer Höhe sie für genialische Mißgriffe erklären. Und während man dieses beweist, taucht Fahlcranz [13]) seinen Pinsel in das Abendroth und trägt die ganze nordische Natur zusammen auf ein Blatt, und Oxenstjerna dichtet die Erndten und Tageszeiten. In Wahrheit, wenn dieses ein Mißgriff

ist, so hat die Kunst sich wohl nie schöner vergriffen.

Aber warum sollte dieses ein Mißgriff seyn? Daß die lebende Natur, und insonderheit die menschliche, das höchste Ziel der Kunst ausmacht, ist unleugbar. Für die menschliche Kunst ist natürlicherweise der Mensch selbst das Höchste, nämlich die Menschengestalt für den bildenden Künstler, und die innere Natur des Menschen für den Dichter. Die todte Natur hingegen ist gewiß durchaus kein Gegenstand für die Kunst, so weit sie nämlich auch unter des Künstlers Händen eine todte bleibt. Aber darin liegt grade das Geheimniß der Kunst, daß sie das Todte weckt und Leben in die erstarrte Masse gießt. Für den Künstler giebt es eigentlich keine todte Natur. Sie ist nicht todt, sondern sie schläft. Gleich der bezauberten Prinzessinn in den Feensagen, schlum-

mert sie in der Tiefe der Wälder, bis ihr Befreier mit seinem Talisman kommt und den Zauber löst. Unter leichter Decke schläft eine Seele in der Materie. Die Materie selbst ist für den Künstler nichts Anderes als der gefesselte Geist. Deshalb ist für ihn die äußere Natur bloß eine große Allegorie der innern. Die Sinnenwelt ist uralte Hieroglyphe der Menschheit. Nicht den Gegenstand, sondern was er bedeutet, zeigt uns die Kunst; es ist nicht der Körper der Dinge, sondern deren Seele, welche sie malt. Gerade in dem Vermögen, diese Seele, dieses innere Leben der Dinge wahrzunehmen und darzustellen, besteht die Landschaftsmalerei und die Kunst des beschreibenden Dichters. Sie ist eine Physiognomik der Natur, welche die stummen Züge faßt und deutet. Einzig auf diese Weise wird die äußere Welt in ein poetisches Verhältniß zu

der innern, zum Menschen, gebracht; in großen Symbolen drückt die Natur menschliche Gefühle, menschliche Ideen aus, und der todte Buchstab' auf ihrer Oberfläche wird in eine Geisterstimme aus der Tiefe verwandelt.

Daß Graf Oxenstjerna selbst sein Gedicht aus diesem Gesichtspunct betrachtet hat, beweist, wie das Gedicht selbst, so auch seine Aeußerung in dem kurzen Vorworte. Es heißt daselbst: „daß seine Absicht keineswegs gewesen sey sich „auf bloße Beschreibung zu beschränken, son„dern die Veränderungen der Natur in denjenigen „Erscheinungen zu zeichnen, unter welcher sie, „wie Bilder unserer eigenen Veränderlichkeit, „sich für den Betrachter darstellen und zum „Herzen, so wie zum Auge sprechen." Für diese Absicht war auch der Gegenstand der Tags-zeiten eine glückliche Wahl. Denn wohl ist der Tag mit seinen Abwechselungen ein

treffendes Bild des ganzen menschlichen Lebens. Von dem ersten zarten Morgenschimmer an bis zur Dämmerung, zum Schweigen und zur Nacht, welche mit den ewigen Sternen nieder auf Gräber blickt, giebt es wahrlich keine einzige Tagszeit, welche nicht die verschiedenen Alter und Abwechselungen des Menschen vorbilde; und über den Text des vergänglichen Lebens prediget jeden Abend die untergehende Sonne. Diese große Natur-Allegorie ist es denn auch nach meinem Dafürhalten, welche das eigentliche zusammenhaltende Lebensprincip in den Tagszeiten ist. Nimmt man hinweg oder, was dasselbe ist, übersieht man dieses, so bleibt nichts als eine Menge ausgebreiteter Gemälde zurück, prächtig ohne Zweifel, aber gleichwohl ohne alle Einheit und allen Zusammenhang; und das ganze geheimnißvolle Gedicht stürzt zusammen und

erfüllt die Einbildung des Lesers mit lauter Fragmenten.

Meine Meinung mit dem eben Gesagten ist nicht, die Tagszeiten für ein allegorisches Gedicht zu erklären, in derjenigen Bedeutung, in welcher man gewöhnlich das Wort nimmt. Man braucht darin nicht einen besondern geistigen Sinn für jeden Vers, für jedes Gemälde zu suchen, das in der Regel sein eigenes selbstständiges Leben hat. Nicht in den einzelnen Theilen, sondern in der Idee des Ganzen liegt das Allegorische. Selten angedeutet, aber stets gegenwärtig geht es unbemerkt, gleichsam wie die Achse der Erde durch die Erde, so durch das ganze Gedicht und hält das Ganze zusammen. Und hieraus erkläre ich mir das eigenthümliche Gefühl harmonischer Vollendung, geschloßener Vollständigkeit, wodurch ein Jeder, nachdem er das Gedicht gelesen hat, nicht am

Ende des Tages, sondern der Tage zu stehen glaubt, und nicht ein Gemälde von Tag und Nacht, sondern vom menschlichen Leben gesehen zu haben meint.

Es ist eine alte Sage in der Kunstlehre, daß die Kunst bloß eine Nachbildung der Natur sey. Dieses ist auch ohne Zweifel richtig, so weit man damit die Natur in ihrer Idee, nicht in der Wirklichkeit versteht. Denn weder des Malers noch des Dichters Kunst ist ein bloßes Inventarium über die Natur; sie schreibt die Wirklichkeit nicht ab, sondern sie veredelt sie; sie ist ihrem innersten Wesen nach ein realisirter Optimismus, ein verklärtes Weltsystem, eine Transfiguration der Menschheit und der Natur. Deshalb erkennt man in jedem ächten Kunstwerk wohl den Gegenstand selbst wieder; aber den Gegenstand in ein höheres Licht gestellt, so wie er sich in des Künstlers Seele

abgespiegelt hat. Daher kommt es, daß der individuelle Sinn des Künstlers selbst, auch bei den bekanntesten Gegenständen, stets die Darstellung begleitet. Gleich den Königen prägt er keine andere Münze als die, welche sein eigen Bild trägt. So hatte auch Graf Oxenstjerna eine eigene Weise die nordische Nation zu betrachten. Es entging ihm keine ihrer Eigenthümlichkeiten, aber sie schimmern in seinen Gemälden hervor, wenn ich mich so ausdrückeu darf, wie durch einen Silberschleier. Es ist zwar das schwedische Landleben, es sind zwar die berühmten Gegenden Wingåkers [14]) mit ihren Seen und Hainen, die man wieder erkennt; aber die Morgenröthe ruht stets auf der verklärten Gegend; es liegt daselbst ein Rosenschimmer über dem Ganzen, welcher an einen südlichern Himmel erinnert; es ist als wäre das Gras frischer, die Luft wärmer und

der Himmel blauer. Man glaubt nicht in dem kalten Norden, sondern in einem nationalisirten Eldorado voller Glanz und Herrlichkeit zu seyn. Mit diesem üppigen Farbenglanze verband auch Graf Oxenstjerna gewöhnlich eine demselben entsprechende Pracht in der Diction; und daher kommt es, daß seine Gemälde, ungeachtet ihrer einfachen und ländlichen Gegenstände, größtentheils wirkliche Prachtstücke sind. Ich erinnere unter mehreren nur an das Gemälde der Morgenweide im ersten, des Sonnenuntergangs im dritten und an den ganzen vierten Gesang in den Tagszeiten.

Aber es spricht in Wahrheit dieses herrliche Gedicht nicht bloß zur Phantasie; es spricht auch, und noch mehr, zum Herzen. Ich meine hiemit nicht bloß solche Stellen, wo der Dichter durch seinen Gegenstand selbst sich an das Gefühl wendet und geradezu unser

Herz anspricht, wie z. B. in der rührenden Episode von Stenbocks Tod, [15]) welche wohl schwerlich irgend Einer ohne die zärtlichste Theilnahme und ohne stille Thränen liest, sondern ich meine hiemit die innige Liebe, die rührende Sehnsucht zum Landleben, zu der stillen Einfalt der Natur, welche sich in jeder Zeile offenbart, und auf alle Gemälde des Dichters eine eigene Wärme, eine eigene Kraft zu rühren gießt. Graf Oxenstjerna liebte in der Natur nicht bloß ihre äußere Schönheit, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihr Herz, ihre hohe Stille, ihre bewußtlose Unschuld, ihr ganzes großes verborgenes, bloß dem Dichter bemerkbares Leben. Er betrachtete sie nicht bloß mit den Augen eines Liebhabers, sondern auch öfter, wie ich mir vorstelle, so wie ein lang entfernter Sohn eine geliebte Mutter betrachten würde, welche ver-

lassen zu haben ihm Kummer macht. Und daher kommt in allen seinen Darstellungen der milde, zur Hälfte elegische Ton, welcher so leicht Erwiederung in jedem gefühlvollen Herzen findet. Daher kommt das eigenthümlich Rührende und Anziehende dieser Naturgemälde, welche nicht bloß das Auge mit ihrer Pracht fesseln, sondern auch bei dem Beschauer eine stille Sehnsucht wecken, eine Ueberzeugung, daß er sich auf einem Abwege befindet, gerade dadurch, daß er sich von dem Gegenstande dieser Gemälde entfernt oder ihn vergessen hat.

Dieser Grundton, der durch die Darstellung im Ganzen geht, hindert doch keineswegs, daß jeder einzelne Gesang, nach seinem besondern Inhalt, eine eigene Gestalt trägt. [16]) Wie frisch und jungendlich ist nicht der ganze erste Gesang! Wie fröhlich tanzt nicht darin die junge Sonne hervor! Wie leicht spielt

nicht das Blut in den Adern des neu erwachten Lebens! Es ist wie wenn der Morgenthau noch ganz auf der schimmernden Tafel liegen geblieben wäre; es ist wie wenn die Morgenlüfte durch den ganzen herrlichen Gesang weheten. Der zweite Gesang dagegen, welcher in poetischer Beziehung auch wohl der schwächste von allen ist, hat einen schwereren und müdern Gang. Es ist wie wenn der Dichter selbst von der Mittagshitze und von der Schwüle, welche er malt, gelitten hätte. Dagegen welcher unbeschreibliche Reiz, welche stille Wehmuth ruht nicht auf dem ganzen dritten Gesange! Diese zärtlichen, klagenden Töne hat der Dichter von der Nachtigall gelernt, die er besingt; diese sterbenden und doch lebhaften Farben verbreitet allein die untergehende Sonne über ein menschliches Gemüth. Wie das Flüstern eines Engels

aus der Abendröthe ist dieser Gesang mir stets vorgekommen. Er ist eine große Elegie über die sterbende Natur, oder richtiger, er ist eine Serenade draußen vor dem Fenster der schlummernden Erde; er ist ein langer Seufzer über das hinschwindende Leben. Und gleichwohl ist es nicht dieser, sondern der letzte Gesang, dem ich den Preis unter allen gebe; denn auch in dem Gedicht ist die Nacht die Krone des Tages. Welch ein Gemälde, das Himmel und Erde umfaßt! Wie dunkel und wie prächtig, wie leicht und durchsichtig sind alle Gestalten desselben! Im Anfang der holde Schlummer, welche die Erde in Ruhe wiegt, und die flatternden Träume; in der Mitte das prächtige Mondscheinstück, und am Schluß die Gräber, aus welchen tiefe, klagende Stimmen aufsteigen. Diese düstern feierlichen Laute gehören bloß der Geisterstunde. Es ist,

wie wenn man von fern das Brausen der Fluthen der Unterwelt oder das Schlagen der Flügel des vorbeifliegenden Todesengels hörte.

Was hier von den Tagszeiten bemerkt ist, gilt auch im Allgemeinen von den Erndten, [17]) allein nach einem höhern Maaßstabe. Dieses letztere Gedicht verhält sich zu dem erstern ungefähr wie der Sommer zu einem Sommertage. Denn ein Lehrgedicht sind die Erndten mit nichten, wenigstens nicht in dem Sinn, in welchem man gewöhnlich das Wort nimmt. In jedem Lehrgedicht, wenn auch übrigens ungleich in der Auffassung und Ausführung, liegt doch stets ein System allgemeiner Grundsätze und Wahrheiten der ganzen poetischen Composition zum Grunde; und des Dichters Aufgabe ist in diesem Fall wesentlich die, daß er mit poetischer Freiheit sie verbinde

und darstelle. In dieser Hinsicht sind des Virgilius Georgica ein mit Recht bewundertes Meisterwerk. Aber in den Erndten kommt das Didaktische bloß zufällig und episodisch vor; und wo die Lehre bestimmter auftritt, wie im achten Gesange, den ich eine Poetik der äußern Natur nennen möchte, hat sie doch einen ganz andern Zweck, als man gewöhnlicherweise dem Lehrgedicht beilegt. Ich würde dieses Umstandes nicht gedacht haben, der an sich selbst gleichgültig seyn kann, wenn ich nicht mit Verwunderung Manchen gewissermaßen eigensinnig hätte behaupten hören; er sehe in den Erndten die schwedischen Georgica, und der folglich von Anfang an das ganze Gedicht aus einem ganz verkehrten Gesichtspunct betrachtete.

Also nicht ein Lehrgedicht sind die Erndten, und müssen nicht als ein solches beurtheilt

werden. Aber wohl ist sie ein großes, unbeschreiblich reiches Landschaftsgemälde, dessen Inhalt die schwedische Natur, dessen Einfassung der nordische Himmel ist. Will man sie durchaus mit einem bekannten Namen benennen, so möchte ich sie am liebsten ein großes beschreibendes Idyll nennen. Idyllisch sind darin nicht bloß einzelne Züge und Gemälde, sondern auch der Hauptinhalt selbst und der Grundton der ganzen Darstellung. Denn idyllisch ist alles das, was an den Wunsch erinnert, der in der Tiefe jedes unverdorbenen Herzens schlummert, nach den Plagen der Cultur und Verfeinerung einmal zurückzukehren zu einem einfachern und natürlichern Zustande. Es ist das verlorne Paradies, das der Mensch sucht und der Dichter gewöhnlich in das Landleben verlegt, wo die Menschheit in seinen Augen noch wie ein Kind am Busen der Na-

tur spielt; denn das Land ist das Idyll der Kunst, wie die Kindheit das des Lebens ist. Mittelst einer leicht erklärlichen Verwechselung kleidet der Mensch seine Wünsche in dunkle Erinnerungen um, und es giebt Keinen, der unter den Plagen des Lebens nicht einmal die schönen Worte hervorgeseufzt hätte:

Auch ich war in Arkadien geboren!

Worte, welche, wenn ich so sagen darf, gleichsam die Inschrift des menschlichen Herzens sind. Daher kommt auch wohl die wunderbare Macht, welche jedes gelungene Naturgemälde auf ein gefühlvolles Gemüth hat. Es ist als erkenne man eine lang entbehrte Heimath darin wieder; als seyen die einzelnen Gestalten lauter Jugendfreunde; alle unsere Kindheitserinnerungen stehen dabei gewissermaßen in Person auf und reichen uns ihre

kleinen Hände und sehen auf uns mit den klaren unschuldigen Augen. Ich frage einen Jeden, der mit Aufmerksamkeit die Erndten gelesen hat, ob dieses nicht der Eindruck ist, den sie im Ganzen zurück lassen, und ob es nicht Jeden vorkommt, als sehe er die Engel des Friedens und der Unschuld zwischen der hohen Saat hervorschweben.

Die Erndten sind eine große poetische Composition, aber gleichwohl im Ganzen aus einzelnen und gewissermaßen losen Gemälden zusammengesetzt. Es ist keine eigentliche Handlung, welche sie verbindet; denn die fortgehende Erndte kann nicht als eine solche betrachtet werden, da der Erndter nur wie ein Collectivbegriff dargestellt ist. Desto ruhmwerther ist die Kunst, mit welcher der Dichter verstanden hat die einzelnen Theile zu verbinden, und der innere Zusammenhang, welcher mit

einer scheinbaren Nothwendigkeit das Ganze zusammenknüpft, von der Heuwerbung an im ersten Gesange bis zur ländlichen Hochzeit im letzten. Es ist noch eine poetische Betrachtung, aus dem Hauptgegenstand hergeleitet und unvermerkt zu demselben zurückführend; noch ein Gefühl unmittelbar geweckt durch den beschriebenen Gegenstand, welcher mittelst eines natürlichen Ueberganges sich in einen neuen verliert; noch eine Erzählung, aus dem Gegenstande, gleich wie der Zweig aus seinem Stamme, hervorgewachsen und mit den reichsten Früchten der Dichtung überdeckt. Nirgends merkt man eine Lücke, niergends erscheint es als seyen diese Gemälde jemals gesondert gewesen. Wie ein großer Blumenkranz liegt das Ganze vor uns, aber der Faden, welcher ihn zusammenhält, ist unter den wechselnden Blättern verborgen.

Es darf indeß nicht geleugnet werden, daß diese Einheit mehr scheinbar als wirklich ist. Sie liegt, wie sie in einem Gedichte dieser Art mußte, eigentlich in des Dichters eigenem Gefühl, in seiner Auffassung und Behandlung des Gegenstandes; sie ist mit einem Wort, lyrisch. Es ist ihm gelungen, das Fragmentarische in seinem Gegenstande zu verbergen; aber es ganz und gar aufzuheben, war unmöglich. Eine natürliche Folge hievon ist, daß in den Erndten die getrennten Schönheiten mehr als anderswo die des Ganzen ausmachen. Die Art Kritik, welche in jedem Kunstwerk sich bloß auf das Ganze beruft und alle einzelne Vortrefflichkeit übersieht oder verachtet, kommt mir eben so einseitig und folglich eben so falsch vor, als diejenige, welche stets am Einzelnen oft Zufälligen klebt und sich nie zu irgend einer allgemeinen Uebersicht erhebt. In

jedem Gedicht ist sicher die poetische Idee die Hauptsache, aber mit nichten die Idee in ihrer nackten Allgemeinheit, sondern die bekleidete und individuell=lebende Idee; und kein Kunstwerk, welches seinen Namen verdient, ist eine bloße farbenlose Handzeichnung, sondern zugleich stets ein ausgeführtes Gemälde. Die einzelnen Schönheiten in den Erndten sind wesentlich von derselben Art wie die, welche wir schon bei den Tagszeiten bemerkt haben. Es sind dieselbe Pracht der Phantasie, dieselben glänzenden Schilderungen, dieselbe Hoheit der Bilder. Ein solches Prachtgemälde (um nur eines anzuführen) wie das Gemälde der Sonne im dritten Gesange, ihres Aufgangs und ihrer Wirkungen in der Natur hat die schwedische schöne Litteratur wohl schwerlich aufzuweisen. Diese Liebe zum Glänzenden und Prächtigen tritt uns in der Oxenstjernaschen

Poesie überall entgegen, selbst da, wo man es am allerwenigsten erwarten sollte, zum Beispiel, wenn sie die Blumen malt. Welches zärtliche Herz liebt sie nicht, diese Kinder der Sonne, diese Morgenträume der schlummernden Erde! Und mit inniger Liebe knüpfte sich auch der Sänger der Erndten an sie, gleich als hätte er in dieser Blumenwelt seine eigentliche Heimath wiedergefunden, das schöne Natursymbol seines eigenen Genies welches in alle Blumenfarben hineinspielt und, wie sie, ländlich und unschuldvoll ist. Aber wie glänzend malt er sie nicht! Es ist als ob die schwedische Erde für ihn nicht genug prächtige Blumen biete. Er holt sie in seinem Gedicht von den entlegensten Gestaden, um sich an dem Anblick derselben zu ergötzen und ihre Farbenpracht darzustellen. Ich erinnere nur an das reiche Blumenstück im sechsten Gesange, oder

wo er an einer andern Stelle den alten Seemann alle die Wunder des Pflanzenreichs, die er an fremden Küsten gesehen hat, erzählen läßt, gleichsam mißvergnügt, daß Schweden sie nicht für sein Gemälde bietet. Der Glanz einer südlichern Sonne ruhet auch unverkennbar auf diesen herrlichen Gemälden. Hin zu einer wärmern Sonne, zu einer üppigeren Natur, zu reichern Farben sehnte sich auch stets Oxenstjerna's Muse. Vielleicht bloß aus einem glücklichen Mißgriff scheint sie sich nach Norden verirrt zu haben, wo sie bloß mit dem Reichthum ihrer Phantasie die matten Farben der Natur auffrischen konnte.

Aber die Muse, selbst die ländliche, mußte öfters ihre Strahlenkrone ablegen; und mitten unter aller Pracht und Herrlichkeit stoßen wir in den Erndten fortwährend auf Züge der einfachsten Natur, der im höchsten Grade anzie=

henden idyllischen Lieblichkeit. Solcher Art ist z. B. im zweiten Gesange das lebendige Gemälde des Heuens, wo die Landmädchen bald von dem fallenden Heu bedeckt werden, bald schnell in dessen lose Betten hineinsinken. Es ist nicht bloß die treffende Wahrheit, nicht bloß die Natur, welche man in Gemälden dieser Art gern wieder erkennt, sondern auch und noch mehr die ländliche Einfalt, die frohe Unschuld, welche von ihrer eigenen Heiligkeit nichts weiß, nicht einmal ahnet, daß sie vom Himmel stammt. Und welcher herrliche idyllische Zug ist es nicht, wenn in demselben Gesange die Kinder, ausgeschlossen von den Spielen der Jugend, ihre Zuflucht zu den Alten nehmen, und die junge Wehrlosigkeit sich Schutz bei der alten sucht! Welches schöne, patriarchalische Bild des aufwachsenden Geschlechts, versammelt rund um das dahingehende! Welches

Bild der Unschuld, welche die Hände faltend, auf die Stimme der ergreiseten Weisheit lauscht!

An Zügen wie der eben genannte erkennt man nichte bloß des Dichters Erfindungsgabe, sondern auch sein Herz wieder. So etwas dichtet nur eine reine Seele, die in dem Gedicht ihr innerstes unverdorbenes Wesen abdrückt. In den Erndten, wie in jeder wirklichen Poesie, ist das Gedicht bloß eine Uebersetzung des Herzens; jedes Bild entspricht einem Gefühl, und der Schimmer der Phantasie ist wie das Gras, das dort am frischesten und höchsten wächst, wo eine Quelle sich in der Tiefe birgt. Aber auch selbst ohne alles Bild und dargestellt in seiner ungeschmückten Schönheit rührt uns das Gefühl eines zärtlichen und wohlwollenden Herzens. Darum ist auch diese Frömmigkeit des Herzens, dieses offene

Wohlwollen, dieses Zartgefühl, das die ganze Menschheit umfaßt, eben dasjenige, was in den Erndten mehr als die ganze Bilderpracht, nicht unsere Bewunderung, sondern unsere Theilnahme weckt und uns zwingt auch da, wo wir etwas gegen den Dichter zu erinnern haben könnten, dennoch den Menschen zu lieben. Ich brauche hievon keine Beispiele anzuführen, denn sie kommen überall und gleichwohl nie zu oft vor. Aber wer erinnert sich nicht im dritten Gesange mitten in einem Gemälde der Erndte des Aehrensammelns und der rührenden Ermahnung an die Vermögendern etwas für die Armen zurück zu lassen, für den,

der, daß er bleib' am Leben,
Die Brocken sammelt auf, die unsre Schmäuse geben.

Oder im vierten Gesange des edlen Eifers, womit der Dichter seines Gleichen zu Mensch=

lichkeit und zu einer milden Behandlung ihrer Untergebenen ermahnt und eine Gleichheit fordert, nicht geholt aus der Staatslehre des Tages, sondern aus seinem eigenen Herzen? Wie zärtlich ist nicht seine Klage an Scheffers Grabe? [18]) Wie herzlich preist es nicht seinen größten Mitbuhler, Nordens Idyll, den herrlichen Creutz? Mit welcher Wärme spricht er nicht im sechsten Gesange für die Sache der unterdrückten Negersklaven? Es ist als sähen wir einen weißgekleideten Genius stehen und den Segen aussprechen über die Söhne der Nacht, mit edlem Harm auf seinem Antlitz ob der Tyrannen derselben. Doch ach! es sind nur verhaltene Thränen, mit welchen er Milde prediget vor den Barbaren; es ist nur Taubeneifer, mit welchem er gegen Gewalt und Ungerechtigkeit zürnt. Denn seine Stimme war gemacht zu bitten, nicht zu drohen,

und in seiner frommen Seele nahm selbst der Zorn die Gestalt der Milde an. Der Dichter malt selbst im siebenten Gesange sein ganzes schönes Innere, dieses zarte, leicht gerührt werdende Gefühl, welches stets bereit ist Hülfe zu leisten, ehe und bevor es noch hat erwägen können, ob sie auch verdient ist, und stets betrogen, gleichwohl stets Gutes thun will; mit einem Wort, dieses Herz voll Liebe und Nachsicht,

Das Menschen liebt, mag auch Undankbarkeit ihm werden,
Nicht wie sie sollten seyn, nein, wie sie sind auf Erden.

Und wenn er im achten Gesange die alterthümliche Ruhe des Weisen in seiner Heimath besingt, erkennt man leicht darin seine eigenen heimlichsten Wünsche. Diese rührende Klage über das verkehrte Urtheil der Welt, welches in der Milde der Tugend nichts Anderes als

Schwachheit sieht, diese herzliche Frömmigkeit, welche

> Die Schlechten, die sie scheut, zu hassen
> nicht vermag;

wahrlich diese malt man nicht mit so treffenden Zügen, wenn man die Farben dazu nicht aus seinem eigenen Herzen genommen hat. Mit einem Wort: die Erndten sind fortlaufende Bekenntnisse einer schönen Seele, sie sind mit eben so viel Herz als Genie gedichtet. Und daher kommt es ohne Zweifel, daß man manches Gedicht lesen kann, in welchem man eben so viel, und warum sollte ich es nicht sagen! noch mehr die Kunst des Dichters bewundert als in den Erndten; aber schwerlich wird man ein Gedicht lesen, nach dessen Beendigung man mehr den Verfasser liebt, oder irgend eines, das in des Lesers Gemüth ei-

nen zartern, einen mehr rein menschlichen Eindruck zurückläßt.

Eine eigene Aufmerksamkeit verdienen die Episoden in den Erndten. Ich habe schon früher der Kunst gedacht, mit welcher sie größtentheils mit dem Ganzen zusammengewebt sind. Das Merkwürdigste hiebei ist die geniale Leichtigkeit, selbst die organische Biegsamkeit, wenn ich so sagen darf, womit sie sich an das Vorhergehende und Nachfolgende anschließen. Aber außerdem haben mehrere dieser Episoden für schwedische Leser dadurch einen eigenthümlichen Reiz, daß der Gegenstand derselben aus unsern alten Erinnerungen hergenommen ist. Die ganze Vorzeit ist, wie wir oben bemerkt haben, ein halbes Gedicht; die großen Schatten sind, auch ohne Zuthun der Kunst, poetische Gestalten, und für den, der darauf lauscht, klingt von selbst eine Harfe

aus jedem Grabe. Aber von der Vergangenheit liegt dasjenige, was mit dem Einheimischen verwandt ist, uns am nächsten, und daher sind von allen Gegenständen für den Dichter die nationellen die natürlichsten und diejenigen, welche am sichersten und kräftigsten die Phantasie und das Herz des Lesers treffen. Von dieser Beschaffenheit sind in den Erndten die schönen Erzählungen von dem nomadischen Leben unserer Vorfahren und von den alten Upsala-Königen im ersten Gesange; und im vierten die feurige, vielleicht zu sentimental ausgeführte Saga von Disa und die Erinnerungen an die alten Skalden des Nordens. Mit Ehrfurcht erkennt man diese Laute aus einer vergangenen Heldenzeit wieder, und man findet es so natürlich als rührend, daß diese schwedischen Grabhügel in dem Gedicht so wie in der Natur mitten unter den schwedischen Erndten

stehen. Aber nicht bloß die schönsten Episoden von allen, sondern auch, nach meinem Gefühl, vielleicht das Schönste in dem ganzen Gedicht, ist die Erzählung im fünften Gesange vom Ursprung der Schiffahrt. Wie rein poetisch ist diese ganze herrliche Dichtung sowohl gedacht als ausgeführt! Wie lieb wird uns nicht, auch nach der kurzen Bekanntschaft, dieser Osion, welcher mit der Verzweiflung der Liebe sich in die Fluthen stürzt, und mit der Geliebten, die er nicht retten kann, wenigstens sterben will. Es ist ein treffender Zug von Weiblichkeit, daß Eurynome, wiewohl von Geburt eine Göttin, dennoch aus Eitelkeit sich nicht enthalten kann, ihren Liebhaber zu prüfen. Das Wunder, welches plötzlich den Baumstamm in ein Boot verwandelt, scheint uns nicht länger ein Wunder; es wird nothwendig; es wäre eine Ungerechtigkeit der ewi-

gen Götter gewesen, wenn sie anders gehandelt hätten. Und wie das gerettete Mädchen sich zu einer Gottheit verklärt; wie sie dem Geliebten und seinem Geschlecht das Meer zum Brautschatz schenkt — da ist die prächtige Gabe keinesweges zu groß; denn die Liebe rechnet bloß mit Unendlichkeiten, und gäbe, wenn sie könnte, nicht weniger als einen Himmel oder eine Erde. Und ferner, welche Wärme und Innigkeit in der Darstellung; welche Verse, wie wenn sie im Himmel gedichtet wären! In Wahrheit, wer diesen schönen Gesang ohne das innigste Entzücken, ohne freudigen Stolz, daß dieses schwedischer Gesang ist, lesen kann, für den, wer er auch sey, ist wenigstens das Heiligthum der Dichtkunst auf ewig verschlossen.

Was man sonst in den Erndten am meisten zu bewundern pflegt, und worauf auch

der Verfasser selbst das meiste Gewicht gelegt zu haben scheint, ist die fortwährende Würde im Ausdruck, die vollendete Eleganz, mit welcher er nach dem Ausspruch des Virgilius verstanden hat,

daß durch Wort' es bezwingen ein Großes
Sey, und arme Geschäfte zu solcherlei Ehren erheben. [19]).

Es ist leicht zu begreifen, welche Schwierigkeiten dieses dem Verfasser gemacht haben muß, der sich auch in der Vorrede beklagt, daß die Sprache der neuen schönen Litteratur und der „Höflichkeit von dem Ton der höhern Gesell„schaften die meisten Bilder, Redearten und „Benennungen des Landmanns ausschließe, „dieses nehme dem Ausdruck desselben Reiz und „Würde, seine Wahrheit scheine rauh, seine „Sprache ungeschmückt wie seine Hütten.“— Indeß, ohne zu den poetischen Cynikern gehö-

ren zu wollen und mit gebührender Mißbilligung der Rohheit, welche zugleich verwerflich in der Kunst wie im Leben ist, möchte man doch gegen diese Verfeinerung des Geschmacks mehr denn eine Bedenklichkeit anführen können. Man würde z. B. fragen können: Warum im Allgemeinen irgend ein Naturgegenstand, in so fern er dem unverdorbenen Sinn nicht ekelhaft oder widerlich ist, in der Kunst als niedrig oder unwürdig angesehen werden sollte? Denn besteht die Kunst in dieser Hinsicht nicht eben in einer Veredelung der Natur? Ist nicht ein jeder Gegenstand eben durch die poetische Darstellung nobilitirt? Hat irgend ein Gegenstand in sich selbst einen andern Adel, als den, welchen der Künstler ihm giebt? Ist das Edle in ästhetischer Hinsicht irgend etwas Anderes als das Idealische in Form und Ausdruck? Man würde ferner hinsichtlich des Ausdrucks

fragen können: Was die poetische Sprache eigentlich mit dem sogenannten höhern Umgangston zu thun habe? Sind beide ihrer Natur nach einander nicht eher ganz entgegengesetzt? Denn alle poetische Darstellung ist Vereinzelung, ist Bild, ist sinnliche Bestimmtheit. Der höhere Umgangston hingegen sucht das Allgemeine. Seine Verfeinerung besteht eigentlich in einer Abschleifung des Einzelnen, des sinnlich Bestimmten. Man könnte sagen, das Bild sey abgenutzt, bevor es hinauf zu diesen höhern Kreisen dringe. Bloß was sich von der Sprache verflüchtigt, steigt so hoch. Man maltdort, wenn ich so sagen darf, am liebsten mit Wasserfarben. Daher, was für Vorzüge man auch dem höhern Umgangston beilege, poetisch sind sie wenigstens nicht; und für jede schöne Litteratur ist es ohne Zweifel ein Unglück, wenn sein Thron so weit dringt, daß

er sich als Norm für die poetische Darstellung hinstellt. Was sie hiedurch an Eleganz und Würde zu gewinnen scheinen könnte, das verliert sie wieder mannigfaltig an Anschaulichkeit, an Leben, an treffender Wahrheit. Es ist nicht genug, daß der Dichter sich hierdurch selbst der beßten und sprechendsten Hälfte der Sprache beraubt und die reichste Kunst auf Erden in freiwilliger Dürftigkeit ausübt; es ist nicht genug, daß die behauptete Würde des Ausdrucks so leicht in Steifheit übergeht; sondern was wesentlicher ist, das Gedicht nimmt hierdurch selbst ein Ansehen von Beschränkung, von Armuth, ja von Kälte an, welches für jeden poetischen Sinn widerlich seyn muß. Daher kommt auch wohl nicht allein das Abgemessene, Bildlose, Verblichene im Ausdruck, welches man nicht mit Unrecht der französischen Poesie vorwirft, sondern daher, eher als aus einem Man=

gel an Gefühl, kommt auch die Kälte, welche durch mehrere ihrer berühmtesten Werke geht; daher kommt es, daß so manche ihrer Könige in Eispalästen zu wohnen scheinen. — Man würde schließlich, mit Beziehung auf alles dieses, fragen können, ob nicht in den Erndten manches Gemälde noch reicher und wärmer würde ausgefallen seyn, wenn nicht eine zu weit getriebene Vorsicht vielleicht die sprechendsten Züge daraus verwischt hätte? Aber man könnte auch auf der andern Seite hierauf mit Recht antworten: daß der Dichter der Erndten großentheils eben durch sein Vorbild diese Bedenklichkeiten des Geschmacks widerlegt und die Schwierigkeit angeführt habe, eben um zu zeigen, wie sie besiegt werden könne. Man könnte antworten, daß er wirklich keinen einzigen Gegenstand zu gering betrachtet habe, um besungen zu werden, und als Beleg hiezu könnte

man das treffende, naturfrische Gemälde des Maischens und Mälzens im sechsten Gesange anführen. Man könnte antworten, daß die Zierlichkeit, welche sich in diesen und andern Gemälden der Art zeigt, eigentlich nichts Anderes als der Wiederschein von des Dichters eigenem Gemüth sey, das einen angebornen Adel hatte und Alles, auch das Niedrigste, zu sich empor hob. Man könnte endlich hinsichtlich der Sprache und Darstellung antworten, daß die Würde des Ausdrucks doch in sich selbst eine poetische Tugend sey, als Gegensatz gegen das Niedrige, und daß sie allein in so weit ein Fehler werde, als sie nicht anders denn durch Aufopferung wesentlicherer Forderungen erworben wird. Man könnte antworten, daß die höchste Vollkommenheit der poetischen Diction die wäre, wenn Adel des Ausdrucks sich mit der Freiheit desselben, Würde

mit sinnlicher Lebendigkeit verbände; und die Beispiele hievon könnte man größtentheils aus den Erndten hernehmen.

Denn was ist es anders als die Schönheit der Verse und der Sprache, welches die Erndten und die Muse Oxenstjerna's im Allgemeinen bei den Meisten so berühmt gemacht hat? In unserm Lande liest man noch meistentheils alle großen Dichter nur stückweise. Man löst das Epos in Romanzen und das Trauerspiel in Elegieen auf. Die Untersuchung, wie weit man den Grund hievon in einem im Allgemeinen weniger ausgebildeten poetischen Sinn, oder vielleicht richtiger in der bekannten, ausschließlichen Hinneigung der Nation zum Lyrischen, welches die ganze poetische Welt in einige wenige Strophen zusammendrängt, zu suchen habe, gehört nicht hieher. Noch mehr würde es von meinem Gegenstande abführen,

wenn ich dem Grunde dieser Hinneigung selbst nachforschen wollte. Liegt er nicht zum bedeutenden Theil in der Natur selbst, die uns umgiebt? Ist nicht die Gebirgsgegend mit ihren Thälern und Strömen die Lyrik der Natur, so wie die milderen Ebenen mit ihren stillen Flüssen des Epos der Natur ist? Manche unserer Gebirgszüge sind wirkliche Naturdithyramben, und der Mensch dichtet gern in denselben Tönen wie die Natur um ihn. Es scheint mir wenigstens merkwürdig, daß das alte hochpoetische Kämpenleben in dem eigentlichen Norden sich selten im Gedicht anders als wie ein Kriegsgesang aussprach, und erst unter einem südlichern Himmel in einer ruhigern und mehr ausgebildeten epischen Gestalt auftrat. Geht nicht ein lyrischer Zug durch die ganze schwedische Geschichte? Sind nicht die vorzüglichsten Repräsentanten des Nationalcharakters bei uns

sowohl in ältern als in neuern Zeiten eher lyrische als epische Charaktere? — Doch, es mag kommen woher es wolle, so viel ist wenigstens gewiß, daß ein jedes Gedicht von größerm Umfange gewöhnlich bei uns nur fragmentarisch beurtheilt wird. Oder, was dasselbe ist, man sieht mehr auf die Theile als auf das Ganze, und in den Theilen wieder am meisten auf die Diction. In dieser sucht man die Schönheit; man übersieht den Inhalt über der Form. So einseitig auch dieses ist, so liegt ihm dennoch ein richtiges Gefühl zum Grunde; das Gefühl nämlich, daß in der Poesie der Styl mit nichten gleichgültig seyn kann, und daß der, welcher in dem leichtern Technischen fehlt, nothwendig in dem schwerern Wesentlichen fehlen muß. Der Styl, sagt ein berühmter Schriftsteller, ist der Mensch selbst. Deshalb kann wohl etwas Prosaisches und

Unbedeutendes in einer poetischen Diction Platz nehmen und sich verbergen; aber ein Gedicht von großem poetischen Werth, welches nicht zugleich Schönheit des Ausdrucks hat, kennen wir noch nicht, von der Ilias an bis herab zu den Erndten. Nicht einmal die Versification, in ihrer eingeschränktesten Bedeutung genommen, ist eine bloß mechanische Fertigkeit. Sie kann durch Uebung ausgebildet, aber keineswegs gelernt werden, und noch weniger durch Regeln; und die Verslehre ist in dieser Hinsicht eben so negativ als die Kunstlehre. Jeder schöne Vers ist als solcher schon ein Kunstwerk im Kleinen. Er ist nicht geschmiedet, sondern gegossen. Nicht mechanisch wird er zusammengesetzt, sondern organisch wächst er aus der Brust des Dichters, wann die Begeisterung kommt, gleichwie die Blumen wachsen aus der Erde, wann die Frühlingssonne sie

erwärmt. So ist in den Erndten die Diction im Allgemeinen bilderreich und blühend, aber diese Blumen sind nicht mühsam in einer Einöde gepflanzt, sondern es ist die Erndte selbst, die mit einem Mal in der Blüthe steht und vor dem Winde wogt und ihren Duft über das Feld ausgießt. Auf diese Weise ist fast ein jeder Vers so leicht und zierlich gebaut, wie eine korinthische Säule mit ihren Akanthus-Blättern, aber er ist zugleich eine klingende Memnonssäule; und dieser Wohllaut ist hier um so merkwürdiger, da er in einer Versart vorkommt, in der man, nach den jetzt gangbaren Vorstellungen, ihn nicht suchen sollte.

Es ist nicht meine Meinung, den Alexandriner gegen die Beschuldigungen zu vertheidigen, die man in neuern Zeiten ihm gemacht hat. Die stets auf derselben Stelle vorkommende Tactruhe, die den Gedanken gewisserma-

ßen entzwei schneidet, giebt sicher dem Alexandriner oft eine ermüdende Einförmigkeit. Aber dagegen ist er auch so fest und bestimmt, er hat einen gleichförmigen und symmetrischen Gang, und baut, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine eiserne Brücke für den Gedanken. Deshalb ist er für die Reflexionspoesie, wo die Betrachtung das herrschende Element ist, eine passende Form, und die meisten Meisterstücke, die unsere schöne Litteratur hievon aufweisen kann, würden schwerlich in einer andern Versart dieselbe Kraft und denselben Nachdruck haben, oder sich mit so bestimmten Zügen der Seele einprägen. Und zugleich, was hiebei noch wichtiger ist, hat der Alexandriner eine Würde, ja eine Feierlichkeit, die für die Beschreibung von Gewicht ist, weil er ihr Pracht und Erhabenheit giebt. Er schmiegt sich nicht nach seinem Gegenstande, sondern er

breitet ihn aus und läßt ihn vor dem Auge verweilen. Er ist ein besseres Organ für ein Gemälde der ruhenden als der bewegten Natur. Ich bemerke dieses nicht um andere, ohne Zweifel reichere und freiere Versarten herabzusetzen, sondern bloß, um einer Versform Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, in der mehrere unserer schönsten Gedichte verfaßt sind, und die ihre eigenthümlichen Vorzüge hat, nämlich für den, der sie zu benutzen weiß. Aber gerade dieses zuletzt Gesagte ist auch die Hauptsache; denn nicht bloß das Instrument, sondern noch mehr der, welcher es spielt, bestimmt den Ton. Und daher kommt es, daß ein einziger Vers in den Erndten, ungeachtet der eintönigen Form, mir oft einen schönern Wohllaut zu haben scheint, als manches ganz moderne Klanggedicht, das eigentlich auf musikalische Wirkung berechnet ist, und das auch wegen der gewöhn=

lichen Leerheit an Gehalt weniger als ein Gedicht, denn als ein bloß musikalisches Thema zu betrachten ist.

Was man mit mehrerem Recht gegen die Versification in den Erndten anführen könnte, sind die oft vorkommenden prosodischen Unrichtigkeiten. Ohne Zweifel sind sie zuweilen mit Fleiß angebracht, um die Einförmigkeit zu brechen und den schwedischen Alexandriner dem französischen näher zu bringen, in welchem der Tact eher anapästisch als jambisch ist, und wenig Rücksicht auf den wirklichen Accent des Worts genommen wird. Aber ein eintöniger Vers scheint mir doch besser als ein aufgelöster, und die Freiheit, die man auf diese Weise gewinnt, geht leichtlich in Regellosigkeit über. Die Sprache selbst hätte auch wohl zuweilen reiner seyn können. Graf Oxenstjerna liebte die französische Sprache, und die Eigenheiten

derselben treten zuweilen auf Kosten entsprechender Redensarten hervor, die unsere eigene Sprache hätte darreichen können. Aus eben diesem Grunde erkläre ich mir auch die langgestreckten Participialconstructionen, welche eigentlich der schwedischen Sprache nicht angehören, und einen hieraus hervorgehenden schwerern und langsamern Periodenbau. Aber alles dieses ist doch nur unbedeutend. Wesentlicher hingegen könnten andere Bedenklichkeiten erscheinen. Ich habe schon die Schwierigkeit, die in dem Gegenstande selbst liegt, angedeutet. Aber auch in Bezug auf die Ausführung könnte wohl eine und die andere Ausstellung Statt finden, nicht bloß gegen die Erndten, sondern auch überhaupt gegen die Oxenstjernasche Poesie. Dahin gehört z. B. der Umstand, daß des Dichters Phantasie, so reich und glänzend sie im Allgemeinen ist, vielleicht gerade

deswegen nicht allezeit das Geschmückte von dem Geputzten, das Prächtige von dem bloß Prahlenden gehörig unterschieden hat. Dahin gehört ferner, daß die zarte Weichheit des Gefühls vielleicht manchmal in Weichlichkeit überzugehen scheinen könnte, welche minder fein fühlende, oder wenn man will, frischere Naturen für sentimentale Mattheit ansehen könnten. Dahin gehört endlich der Umstand, daß der Dichter, dessen Blick mehr auf die äußere als auf die innere Natur gerichtet war, wohl bis zur Vollkommenheit die erstere darstellen konnte, aber daß es ihm im Allgemeinen weniger glückte, die letztere zu malen. Dieses ist auch der Grund, daß die lange Erzählung von Alfred und Virgina, welche, stets abgebrochen, stets wiederkommt, in den Erndten wie eine Nebelgestalt durch das ganze Gedicht geht. Die Personen darin, gleich wie in der Episode von

Alfred und Camilla in den Tagszeiten, könnten allzu allgemein, allzu flüchtig gezeichnet erscheinen, um einige Theilnahme zu wecken oder zu erhalten. Denn von allen Gestalten ist es die menschliche, mit welcher der Künstler am wenigsten Scherz treiben muß. Sie müssen treffend gemalt oder weggelassen werden, und Manchen möchte es scheinen, daß in den Erndten der Dichter vielleicht besser gethan hätte, wenn er diese Figuren, wie die Landschaftsmaler pflegen, mit weggewandten Angesichtern gezeichnet hätte.

Ich habe lange, vielleicht allzulange, mich bei den Erndten und Tagszeiten verweilt. Aber diese beiden Gedichte sind auch die wichtigsten von Graf Oxenstjerna; und die wesentlichsten Elemente seines poetischen Genies treten in ih-

nen auf das Bestimmteste hervor. Ich kann mich daher um so kürzer hinsichtlich der übrigen fassen.

Das berühmteste unter diesen ist der bekannte Gesang auf die Hoffnung [20]). Die Grundlage des Ganzen ist ein personificirter Begriff, und das Gedicht ist mithin allegorisch. In einer höhern Bedeutung ist wohl eigentlich alle Poesie ihrem Ursprunge nach allegorisch. Denn das Schöne, welches sie sucht, was könnte es wohl anders seyn, als das Symbol einer höhern Weltordnung? Was könnte wohl die Kunst im Allgemeinen anders seyn, als die sinnliche, gestaltende Darstellung eines ewigen Urbildes? Aber hier ist es die Idee, welche in sinnlicher Gestalt vom Himmel hernieder steigt; in den gewöhnlichen allegorischen Gedichten ist es hingegen der Begriff, der von der Erde hinaufstrebt. Aber dieser verräth nicht

selten seinen prosaischen Ursprung und in der Gestalt, die er annimmt, wohnt nicht allezeit ein lebendiger Geist. In der Hoffnung dagegen vergißt man den Begriff über dessen äußerer Form; denn die schöne Gestalt ist nicht wie eine todte Masseum ihn gew achsen, sondern ist wie ein lebendiger Körper zusammengewachsen mit ihm. Es ist daher in diesem Gedicht nicht bloß das Treffende und Sinnreiche in der Allegorie, was bewundert werden muß, es sind nicht bloß solche Züge, wie der mit Recht berühmte, daß die Hoffnung ihren Tempel auf der Spitze eines neu aufgehenden Mondes baut; sondern es ist auch, und noch mehr, die leichte und luftige Bildung der himmlischen Figuren selbst. Man möchte sagen, sie seyen aus Aether und Morgenroth gewebt, und sie seyen durchsichtig gemalt. Oder richtiger, sie sind nicht gemalt, sie sind auf eine

Spiegelfläche hingehaucht. Solchergestalt ist die Hoffnung selbst mit dem Himmelsbogen um ihr Haupt; solchergestalt ist auch ihr ganzer Hofstaat, die Träume, die Wünsche, die Vergnügungen und die Liebe. Man sieht es ihnen leicht an, daß sie (wie der Dichter sagt) sich nicht leicht in ein Band fassen lassen, sondern verschwinden, wenn man den Knoten zuknüpfen will. Mit einem Wort, nicht bloß der Spiegel der Hoffnung (nach der Fiction des Dichters) sondern auch der eigene des Gedichts hängt zitternd an einer Seidenschnur, und die ätherischen Wesen tanzen darin hin und her, vorwärts und zurück. Das ganze Stück ist ein wirklicher Sommernachtstraum, eine Erscheinung in den Wolken; und nach Verlauf von bald vierzig Jahren, nach Allem, was die schwedische Poesie während dieser Zeit hervorgebracht hat, steht

es noch auf seiner luftigen Höhe, einsam und ohne Gleichen in unserer schönen Litteratur.

Der Gesang auf das Schicksal [21]) behandelt einen schwerern Gegenstand. Weder durch die Art seines Genies, noch durch seine Bildung war Graf Oxenstjerna für diejenige Art von Reflexions-Poesie bestimmt, welche hier an ihrer Stelle gewesen wäre. Es fehlt wahrlich diesem Gedichte nicht an mehrern treffenden Zügen und einzelnen Schönheiten, aber sie scheinen mir als Blitze in die Nacht zu fallen, und man sieht dabei eigentlich nichts anders als — Finsterniß. Das Ganze ist zu schwer, zu dunkel; es fließt vor den Augen des Lesers zusammen ohne ein klares Bild in seinem Gemüthe zurück zu lassen.

Um so schöner scheint mir dagegen das ältere Gedicht, welches in seiner spätern Umarbeitung unter dem Namen: Religion der

Unschuld [23]) bekannt ist. Denn hier stellt der Dichter in wunderbarer Klarheit seine ganze milde Lebensweisheit dar, seine ganze Ansicht des menschlichen Lebens in dessen höchsten und wichtigsten Verhältnissen. Hier ist der Ewige und sein Rathschluß nicht ein Gegenstand der Forschung des Dichters; nicht mit dem Gedanken will er das Unendliche fassen, sondern mit dem reichern Herzen; er will das Wesen Gottes nicht begreifen, sondern seine Güte lieben und anbeten, denn der Begriff ist arm, aber die Liebe ist des Himmels Pathengeschenk an die Erde und unvergänglich wie ihr Ursprung. Ich überlasse es den Weisen des Tages, welche den Menschen und die Natur so leicht erklären, dieses Resignationssystem als alltäglich und ihrer philosophischen Höhe unwerth zu verachten. Aber man denke übrigens über die Unfehlbarkeit der Wissen=

schaft wie man will, so viel muß man wenigstens zugeben, daß der metaphysische Flugsand, der nun aller Orten her in die Poesie hineinweht und sich bald über alle Blüthen derselben legt, so viel muß man zugeben, sage ich, daß er wenigstens dort ein fremder Zusatz wäre. Denn nicht die Wurzel der Dinge, welche im Dunkel wächst, sondern die Blume derselben, die hinauf zum Lichte strebt, soll der Dichter fassen. Nicht auf den wolkenumhüllten Sinai soll er steigen, wo das Gesetz gegeben ward, sondern auf Thabor, dem Verklärungsplatz der Menschheit soll er stehen und mit freien Blicken hernieder sehen auf das wechselnde Leben. Und da steht auch unser Dichter in dem ganzen erwähnten Gedicht und spricht allein Worte des Friedens und der Unschuld. Wie rein und offen liegt hier nicht seine ganze schöne Seele vor Gott und Men=

schen? Es ist unmöglich ohne die tiefste Rührung zu hören, wie er zu brüderlicher Liebe und Eintracht ermahnt; wie warm er auch für die Verirrten bittet; wie schön er mit Wohlwollen gegen sein ganzes Geschlecht der ewigen Gottheit etwas von seiner Schuld abbezahlen will. Es liegt kein Stolz in seinem Wunsch Gott mit seinen Handlungen zu ehren, aber wohl liegt etwas Himmlisches in der frommen Ergebung, mit welcher er vertrauensvoll sich wie ein Kind den Händen Gottes anvertraut. Mit einem Worte, der ganze Gesang ist in dem schönsten Geiste des Christenthums gedichtet. Ich möchte, um ein Bild aus der Bibel zu entlehnen, ihn die Bergpredigt der Poesie nennen. Denn so rein strömt die Weisheit des Lebens einzig von gottgeweiheten Lippen; so fromm ergießt sich nur ein geheiligtes Herz. Für mich wenigstens

hat dieser Gesang von meiner Kindheit an einen unbeschreiblichen Reiz gehabt, und ich bin froh, daß ich meiner Kindheitsneigung noch nicht entwachsen bin; ich bin froh, daß ich dieses Stück noch jetzt nicht ohne innige Rührung lesen kann, ohne einen Segen über die Asche des frommen Dichters zu seufzen.

In dem eben genannten Gedicht hatte Graf Oxenstjerna auch einen Gegenstand gefunden, welcher für ein Genie seiner Art der passendste war. Denn nicht mit brausender Heftigkeit, sondern mit gleichförmiger und stiller Begeisterung faßte er gewöhnlich seinen Vorwurf auf und breitete sich darüber aus wie ein Fluß über die Ebene. Hingegen die mächtige Begeisterung, welche gewissermaßen in einem Brennpuncte alle Strahlen des Genies zusammenfaßt, welche weniger leuchtet als blitzt, weniger eine Sommersonne als ein Som=

mersonnenstillstand ist, diese fehlte ihm. Deshalb war er weniger glücklich in den höhern lyrischen Arten, und die Ode auf Gustav Adolphs Tod [23]) dürfte wohl besser ihren Platz als eine allegorische Scene, denn als eine eigentliche Ode behaupten. Auch in der sonst schönen Nachahmung des Horatius [24]) ist wohl eher die Diction als der Geist rein lyrisch.

In der Erzählung von Disa [25]) möchte man vielleicht wünschen, daß der Dichter das Romantische, welches in dieser alten Volkssage liegt, und welches so leicht eine andere Behandlung als die jetzige halb ironische hätte darbieten können, weniger verkannt hätte. Es ist gewissermaßen als hätte der Dichter, ich will nicht sagen, sich geschämt, aber doch heimlich über die Einfalt der Sage gelächelt. Da jedoch dieser Ton einmal gewählt ist, so muß man eingestehen, daß er mit Meisterhand ausgeführt ist.

Die Darstellung ist so lebendig und anschaulich, die einzelnen Theile z. B. Disas Auszug aus Wenngarn [26]) ist mit so frischen und üppigen Farben ausgemalt, das Ganze hat einen so raschen und lebendigen Gang, daß ich es nie anders betrachten kann, als sähe ich die Grazie der Poesie, welche mit schelmischen Blicken und dem Grübchen auf der Wange leibhaftig vor mir tanzt. Auch in technischer Hinsicht gehört dieses Stück zu den vollendetsten, die Graf Oxenstjerna gedichtet hat. In leichtern, schönern Versen hat nie die schwedische Sprache sich bewegt, selbst nicht einmal bei Kellgren, [27]) und der ungetheilte Beifall, den dieses Gedicht gefunden hat, dürfte wohl gerade in diesem Umstand bei den meisten Lesern seinen Grund haben.

Aber gerade diese fließende Leichtigkeit der Verse, die uns so lieblich anzieht, auch bei Gedichten von weit geringerm poetischen Werth

als Disa, ist in anderer Hinsicht oft ein Unglück für den Verfasser. Denn man schließt gern von der Leichtigkeit der Verse auf die geringe Mühe, welche sie gekostet haben müssen, und das Wenigste, was man als Freund oder Bekannter begehren zu können glaubt, ist was man ein kleines Gedicht nennt. Das Beste hiebei wäre ohne Zweifel für den Dichter stets Nein zu sagen, denn wahrlich die Welt des Dichters ist eine ganz andere als die gesellschaftliche Welt, wahrlich die Gabe des Gesangs ist zu hoch, zu selten, um sie an unbedeutenden Dingen zu vergeuden. Aber die Dichter, auch die größten, sind in der Regel ein dienstwilliges, gutmüthiges Geschlecht und Mancher giebt lieber einen schlechten Vers als einen Abschlag. Denn die Begeisterung läßt sich nicht bestellen, und wenn man die Form ohne sonderliche Mühe stets zur Hand

hat, wird man leicht verleitet, nicht genug auf das zu achten, was man in derselben niederlegt. Es lag nicht in Graf Oxenstjerna's Sinn zu einem Wunsche, den er erfüllen konnte, Nein zu sagen, und sein Verhältniß zu einem Hofe, an dem die schöne Litteratur mit Leidenschaft von dem Regenten, und von den Uebrigen wenigstens als eine Mode geliebt wurde, zwang ihn oft im eigentlichen Sinn für den Tag zu singen. Daher die erstaunliche Menge von Gelegenheitsgedichten, die er vorzüglich in seinen jüngern Jahren mit einer Verschwendung um sich streute, welche bei einem jeden minder reichen Genie unverzeihlich gewesen wäre. Nur der geringste Theil derselben findet sich unter seinen Schriften aufgenommen, und unter diesen sind wohl die Dichterbriefe [28]) in poetischer Hinsicht die wichtigsten. Indeß verräth sich auch in ihnen ihr

zufälliger Ursprung. Man erkennt zwar in ihnen die Muse wieder, aber die Muse in ihrer nachlässigsten Morgenkleidung. Der größte Theil derselben dreht sich um Gegenstände, die aus dem alltäglichen Leben aufgegriffen sind, und die der Dichter nicht der Mühe werth geachtet hat, sie in höherem und eigentlichem Sinn poetisch zu behandeln. Es ist entweder eine halb komische Klage über eigene Kümmerniß, oder ein flüchtiges Gemälde der Lächerlichkeiten des Tages, oder, und am gewöhnlichsten, ein bloßes Compliment, oder richtiger eine Kette von Complimenten, zwar mit einer glücklichen und oft sinnreichen Wendung, aber, wie es scheint, mehr von dem Freund oder Hofmann, als von dem Dichter gesprochen. Der Ton ist im Allgemeinen spielend, aber die Form nicht immer so leicht, wie man von dem flüchtigen Inhalt sollte erwar=

tet haben. Kurz, diese Gedichte sind größtentheils eher als Briefe von einem Dichter, denn als eigentliche Dichterbriefe im höhern Sinn zu betrachten; es ist eher die Umgangssprache des Genies als der Gesang desselben, den man darin hört. Indeß auch dieser Fluß führt seinen poetischen Goldsand. Von der Art ist z. B. in dem Briefe an Toll [29]) das mit wahrhaft poetischer Heiterkeit entworfene Gemälde von des Dichters eigenem Tode und Begräbniß. Von der Art ist in dem Briefe an Fräulein Uggla [30]) die burleske Beschreibung der Lebensart in Finnland, im Gegensatz gegen das Hofleben. Von der Art ist in dem Briefe an Hagström die geistreiche phantastische Zeichnung von Manilla, [31]) dessen Schicksalen und Verwandlungen. Was aber sowohl in diesen Dichterbriefen als in den meisten von Graf Oxenstjerna's Flugge=

dichten den Leser fesselt, ist der frohe Scherz und der lebendige Witz. Er hatte diese Götterkinder stets zur Hand, nicht bloß im Umgange, sondern auch, sobald er wollte, im Gesange. — Es hat in unserer schönen Litteratur eine Zeit gegeben, da man den Werth des Witzes über die Gebühr überschätzte und ihn auf einen Thron erheben wollte, der eigentlich höhern Kräften angehört. Jetzt scheint man auf das andere Extrem verfallen zu seyn. Man verachtet ihn, oder giebt sich wenigstens die Miene ihn zu verachten, und will ihm in dem Gebiete der Kunst kaum einen Winkel gönnen, um zu sterben. Doch hierin handelt man sowohl thöricht, als ungerecht. Thöricht, denn der Witz ist ein leichtfertig Kind, das sich gern auf Kosten seiner Widersacher belustigt. Ungerecht, denn er nimmt eine wesentliche Stelle in der Poesie ein, nicht bloß in der

eigentlich komischen, sondern auch in allen denjenigen Dichtungsarten, in denen die Muse, wenn ich so sagen darf, zu Fuß geht, nicht mit abgeschnittenen, sondern mit niedergefallenen Flügeln, oder wo der Dichter nur in halberhobener Arbeit bildet. Der Witz ist in der Dichterwelt nicht die hohe Himmelsköniginn, nicht Juno mit dem Zepter, sondern ihre Botinn, die schimmernde Iris, die vom Himmelsbogen nieder zur Erde steigt. Wo das Genie das Wesen der Dinge in ihrer himmlischen Schönheit faßt, da spielt der Witz mit ihren irdischen Verhältnissen. Er erfindet, aber eine Aehnlichkeit; das Genie schafft, aber eine Welt. Er dichtet wirklich, aber es ist ein Epigramm; er macht wirkliche Entdeckungsreisen, aber es ist kein festes Land, sondern es sind bloß sporadische Inseln, die er findet. Daher hat ein berühmter Schriftsteller den Witz auch

treffend eine fragmentarische Genialität genannt. Er ist nicht Genie selbst, aber er ist stets geniereich. In Graf Oxenstjerna's Fluggedichten treibt dieser Witz überall sein munteres Spiel. Allein er ist nicht beißend, sondern heiter, ein muthwilliges aber nicht ein bösartiges Kind, mit einem frommen Herzen, und von der Anmuth in Zucht gehalten.

Eine noch mehr bloß zufällige Veranlassung als die Dichterbriefe, haben größtentheils die in dramatischer Form verfaßten Gedichte, mit denen Graf Oxenstjerna bei mehreren Gelegenheiten die Freuden und Festlichkeiten des Hofes belebte. [32]) Der Verfasser hat es selbst eingesehen und bemerkt, daß sie nicht als eigentliche dramatische Arbeiten beurtheilt werden müssen, und vor einer solchen Beurtheilung würden sie auch nicht bestehen können, wär' es auch allein der gewöhnlichen

allegorischen Form wegen, welche doch mit nichten auf die Bühne gehört. Denn so schön die Allegorie z. B. in der Hoffnung ist, wo die leicht gebildeten Gestalten bloß flüchtig hervor schweben, eben so unpoetisch ist sie z. B. in einem Heldengedicht, wo diese Gestalten in vollem Ernst als handelnde Personen eingeführt werden. Auf der Bühne insonderheit, wo die prosaische Leere des Begriffs sie versinnlichen müßte und sie nicht bloß für die Phantasie des Zuschauers, sondern auch vorzüglich für dessen Auge dargestellt werden, sind sie nicht Personen, sondern Gespenster, wie prächtig sie auch ausgeschmückt seyn mögen. Aber es ist unrecht, diese Stücke anders als ein sinnreiches Spiel betrachten zu wollen, in welchem die poetische Form eben so zufällig wie die dramatische ist. Sie gehören in der That nicht vor die gewöhnliche Kritik. Der

einzige wahre Richterstuhl für sie war der Augenblick, der sie schuf; daß man ihnen indeß einen Platz in derselben Sammlung, welcher die Erndten enthält, eingeräumt hat, läßt sich dennoch entschuldigen. Denn sie bezeichnen, wie der Verfasser selbst bemerkt, „wenigstens zum Theil das Anmuthige und den Charakter des Privatlebens des großen Königs,“ sie verrathen, wie geistreich er auch in den Vergnügungen seines Umgangs war, sie zeigen uns das Innere eines Hofes, wo dieselbe Hand, welche mit Weisheit und Kraft ein getrenntes Reich beherrschte, den Zepter zwischen Spielen und Vergnügungen führte.

Aber auch von einer ernstern, von seiner welthistorischen Seite ist Gustavs des dritten reiches Leben und gerade von dieser Stätte aus, gerade von dem Manne, dessen Anden=

ken diese Stunde geheiligt ist, dargestellt worden. Es war nämlich Graf Oxenstjerna, dem die schwedische Akademie den ehrenvollen aber verantwortlichen Auftrag ertheilte, zugleich für die Privat- und für die öffentliche Trauer das Wort zu führen und im Namen des Vaterlandes und der schönen Litteratur ihrem großen Stifter ein dauerhaftes Denkmahl zu errichten. Man hat dem Ehrengedächtniß auf Gustav den dritten [33]) vorgeworfen, daß es in einem zu bilderreichen und poetischen Styl abgefaßt sey, und dadurch von der rechten Beredtsamkeit abweiche. Ich bekenne aufrichtig, daß ich den Sinn dieses Vorwurfs nie recht habe fassen können. Denn der Unterschied zwischen Poesie und Prosa liegt doch keinesweges bloß in Styl und Darstellung, sondern in etwas ganz Anderm und Wesentlicherm. Der Dichter will nämlich stets ein

vollkommneres Urbild, als die Wirklichkeit hat, darstellen, seine Schöpfung ist die einer höhern Welt, und dadurch allein ist er ein Künstler. Die Beredtsamkeit aber will bloß den Begriff darstellen, sie erhebt sich nicht in das Gebiet des Ideals; sie ist, wenn ich so sagen darf, erdfest; und dadurch hört sie auf eine selbstständige Kunst in der höheren und eigentlichen Bedeutung des Worts zu seyn. Aber beide suchen gemeinsam die höchst mögliche Vortrefflichkeit in der Darstellung, und so weit das Bild hiezu beiträgt, giebt es keinen Grund, weshalb es weniger passend für den Redner als für den Dichter seyn sollte. Die ewige Gränze zwischen beiden wird hiedurch mit nichten aufgehoben; denn wenn der Dichter das Schöne ausdrücken will, so will der Redner sich nur schön ausdrücken. Nicht den Gegenstand selbst will er idealisiren, son=

dern nur die äußere Form, in welcher der Gegenstand auftritt, und wenn der eine die Wirklichkeit auflöst und umschmilzt, so behält der andere sie unverändert bei und begnügt sich bloß damit sie zu schminken. Deshalb ist auch die Beredtsamkeit, wie schon der bloße Name zu erkennen giebt, eigentlich stylistisch. Was ist es aber, was man von der Schönheit des Styls und der Darstellung fordert? Nicht bloß die logische Vollkommenheit der Deutlichkeit, Richtigkeit und Ordnung (die man natürlich voraussetzt) ist es, sondern es ist auch und noch mehr das Leben und die Anschaulichkeit des Ausdrucks. Aber sollten diese denn nicht durch das Bild errungen werden können? Ist es nicht gerade das Bild, das den Gedanken versinnlicht? Ist nicht eben das Bild in ästhetischer Hinsicht der geadelte Begriff? Man wendet ein: das Ge=

fühl habe seine eigene Rhetorik, und die Beredtsamkeit des Herzens sey gewöhnlich einfach. Aber muß sie deswegen stets nothwendig ohne Bilder seyn? Ist es wirklich das Bild im Allgemeinen, oder ist es nicht vielmehr bloß das gesuchte Bild, welches so kalt und erkünstelt erscheint? Der einfachste Ausdruck des Gefühls sind die Interjectionen; aber eine Sammlung derselben bildet doch noch nicht, weder ein Gedicht noch eine Rede. Außerdem will so wenig der Redner als der Dichter stets rühren, wenn er anders seine Kunst versteht; denn er weiß wohl, daß das Gefühl, wie es auch erschüttert werden möge, seiner Natur nach formlos und vergänglich ist. Aber die Phantasie will er in Anspruch nehmen, denn sie ist die Königinn in der Welt der Kunst, denn ihr Tempel steht, so wie der Hain zu Olympia, voller Götterstatuen. Nicht so

ganz verwerflich dürfte also wohl der Reichthum an Bildern bei dem Redner seyn; aber es ist wahr, der Reichthum muß sein eigen seyn; und eine Verschwendung mit erborgten Schätzen ist hier, wie anderswo, tadelnswerth. Denn das Bild, wie die Rakete, brennt nur einmal; wenn es wieder kommt, ist es todt. Mit jedem Jahr stirbt ein ganz Geschlecht der luftigen Gestalten aus. Betrachten Sie die Sprache: Was zeigt sie uns? Eine Gallerie verblichener Metaphern. Fast jedes Wort, das nun einen Begriff bezeichnet, war vormals ein Bild. Zu seiner Zeit lebte und bewegte es sich; nun ist es ein logisches Petrificat. Daher ist nichts widriger als ein Schriftsteller, der mit verbrauchten Bildern prahlt und blumenreich ist aber mit aufgeklebten Blumen. Hingegen wenn das Bild neu und, treffend ist, giebt es den Gedanken

mit einer Klarheit und einer Lebendigkeit, die auch für die Prosa wichtig seyn müssen. Der gewöhnliche Einwurf, daß jede Uebertreibung schade, gilt hier nicht, denn hier ist keine Uebertreibung möglich, weil Keiner zu schön oder zu reich seyn kann, wohl aber zu häßlich und zu arm. Es wäre vielleicht, wiewohl aus andern Gründen, das Beßte, wenn der Dichter nie als Redner aufträte; aber wenn er es einmal muß, so ist es eine seltsame Forderung, daß er seine Natur ändern und seine Phantasie zu Hause lassen soll. Es liegt in der Natur, daß der, welcher Flügel erhalten hat, sie gerne zum Fliegen braucht, und daß derjenige, in dessen Innern eine Welt blüht, auch nicht einmal in der Prosa sich mit der gehörigen Trokkenheit ausdrückt. Ich weiß, daß diese Trokkenheit auch ihre Fürsprecher hat, welche sich über den Verschwender ärgern, der in einigen Zeilen einen Schatz vergeudet, wovon sie, mit

ihrer sparsamen Haushaltung, ein ganzes Buch hindurch hätten leben können. Aber sie thun ihm wahrlich Unrecht; denn es ist in der That nicht ihr Vorrath, von dem er reich geworden ist. Es ist aber auch ein vergebliches Geschrei, das man gegen die Bilder erhebt; denn während der Kritiker aus dem öden Felde seiner Brust gegen sie predigt, stürmt der Getadelte vorbei und rückt den Zuhörer mit sich fort und führt ihn über Blumenanger unter lauter Ehrenpforten hindurch hin zu seinem Ziel.

Also nicht zu bilderreich ist das Ehrengedächtniß Gustavs des dritten. Aber wohl könnte man, auch gegen die Darstellung, etwas Anderes einwenden. Man könnte dafür halten, daß Graf Oxenstjerna's Styl für die Prosa einen allzugemessenen und symmetrischen Gang habe, welcher mache, daß er wie ein aufgelöster Vers erscheine, und zuweilen in

seiner eintönigen Feierlichkeit den Reiz der Freiheit und Leichtigkeit entbehre. Man könnte vielleicht zuweilen wünschen, daß der Ton in einer Rede auf den Sieger bei Swenskfund rascher und männlicher wäre und den reinern und schönern Klang hätte, mit welchem die schwedische Sprache siegt. Dagegen muß man die Kunst bewundern, mit welcher der Redner verstanden hat, alle die bedeutenden Züge in dem reichen und wirksamen Leben des großen Königs zusammenzustellen. Sie wachsen alle unter seinen Händen zu einem einzigen großen Lorbeerkranz zusammen. Man muß besonders die innige Wärme, die herzliche Liebe für den großen Todten, die das Ganze durchweht, bewundern und lieben. So redet kein Anderer als dessen Seele durchdrungen und von ihrem Gegenstande erfüllt ist. Es ist weniger die Stimme des Redners, als die der

Freundschaft und des tiefsten Kummers, die man hört. Es ist als sähe man sein ganzes Innere in Trauerkleidern. Wollte man bei einzelnen Schönheiten verweilen, so könnte man an die treffende Gegeneinanderstellung der Charaktere und Handlungsweisen König Gustavs und Josephs des zweiten erinnern; oder an das lebendige Gemälde von des Königs Lage bei Anjala [34]), wo er allein war mit der Verrätherei und seiner Größe; oder am Schluß an die herrliche Zeichnung seines Charakters, welche gewissermaßen die Erklärung alles Vorhergehenden enthält und in wenigen, aber meisterhaften Zügen sein königliches Bild vollendet. Aber alle diese, und mehrere Schönheiten der Art schmelzen, wie sie müssen, zusammen und verlieren sich in dem Ganzen, das sich wie ein Triumphbogen über das ganze Leben des Gepriesenen wölbt; es ist gleichsam

als sähe man unter diesem Triumphbogen hindurch den großen Schatten seinen Einzug in die Unsterblichkeit halten.

Doch die Zeit verstattet mir nicht, mich länger bei Graf Oxenstjerna dem Redner aufzuhalten. Dieses war es auch nicht eigentlich, worin er seinen Ruf suchte und gewann. Die Beredtsamkeit war bei ihm mehr ein Talent als eine selbstgewählte Beschäftigung. Seine fromme Dichterseele weilte ungern in den engen prosaischen Formen, und er selbst machte kein Geheimniß daraus, daß er lieber Verse als Prosa schriebe. Nach dem Reich der Dichtkunst sehnte er sich stets zurück, wie nach seiner eigentlichen Heimath. Und deshalb, wenn der Gesang rund um ihn herum ausstarb oder auf Abwege gerieth, auch wenn vielleicht die schaffende Kraft seines Genies ihren Ruhetag zu feiern bedurfte, beschäftigte er sich noch

während der Ruhe mit poetischen Uebersetzungen. Von dem Dichter der Erndten erwartete man natürlich keine mittelmäßige Uebersetzung; aber was Mancher vielleicht von ihm nicht sollte erwartet haben, seine Wahl war kein anderes Original als Milton. [35]) Man kann sich schwerlich zwei mehr entgegengesetzte Naturen denken, als die milde, sehnsüchtige, halb seufzende Muse Oxenstjerna's auf der einen Seite, und auf der andern Milton mit seinem tiefen, männlichen aber meistentheils finstern Gefühl, mit seinem feierlichen und strengen, religiösen oder moralischen Ernst, mit seiner kühnen, riesenhaften, alle Bande zersprengenden Phantasie. Wenn der erstere den milden Schein des Tages und die Blumen und die Erndte liebte, so sieht man dem andern an, daß er in der Nacht gedichtet hat, und daß sein Genie Alles als niedrig betrachtete, was noch seinen Platz unter

den Sternen hatte. Hiezu kömmt noch, daß Milton mit seinem erhabenen Genie in gewisser Hinsicht der regelloseste aller Dichter ist. Denn er weicht nicht ab von den Regeln, sondern er stürzt sie mit seiner Riesenkraft zusammen und bauet eine neue poetische Welt auf ihren Trümmern. Daher kann man sein wundersames Gedicht unter keine der Classen bringen, welche man als die einzig möglichen für die Schöpfungen des Dichters anzusehen pflegt. Alle vier paradiesische Ströme der Poesie, der epische und der lyrische, der didaktische und der dramatische, nimmt er mit einem Male in seinen großen poetischen Weltocean auf. Auf solche Weise hat man mit Recht bemerkt, daß der eigentliche Zweck des Gedichts didaktisch ist, indem der Dichter durch dasselbe „Gottes Wege mit den Menschen rechtfertigen will.“ Episch aber ist es bloß durch die Größe der

Handlung und in den Episoden, welche den Krieg im Himmel betreffen. Aber die Handlung selbst ist dramatisch, sowohl in der Anlage als in der Ausführung, und das Hauptinteresse ruht wesentlich vom Anfange bis zum Schluß auf einer einzigen tragischen Person, dem gefallenen Erzengel. Lyrisch aber ist endlich das Gedicht nicht nur an einzelnen Stellen, sondern auch im Allgemeinen in Ton und Darstellung. Deshalb macht auch das verlorne Paradies in poetischer Hinsicht eine Art für sich selbst aus, ohne Vorbild und bis jetzt ohne Nachfolge; aber es deshalb verwerfen wollen ist so viel, als die Befugnisse des Genies bloßen Schulgrillen aufopfern. Die Gewalt, mit welcher dieses wunderbare Gedicht in jedes tiefere und ernstere Gemüth eingreift, beweiset gerade die Dürftigkeit unserer gewöhnlichen poetischen Theorien. Aber merk-

würdig ist es, daß ein Mann wie Graf Oxenstjerna, auferzogen in dem Zeitraum des sogenannten französischen Geschmacks, und selbst als ein Anhänger desselben betrachtet, gleichwohl mit so warmer Bewunderung und so inniger Liebe ein Gedicht wie Miltons verlorenes Paradies umfaßt hat. Denn daß dieses der Fall war, beweist seine Uebersetzung hinreichlich. Man braucht sie bloß flüchtig mit der periphrastischen Bearbeitung desselben Originals von Delille zu vergleichen, um zu finden, wie unendlich tiefer und wahrer Graf Oxenstjerna den Geist und die Schönheiten desselben aufgefaßt hat. Mit richtigem Gefühl hat er, so weit es möglich war, die Versart desselben beibehalten, und die Veränderung der weiblichen Schlußausgänge statt der männlichen im Original scheint mir den harten und gleichsam abgeschnittenen Jamben einen milde-

ren und sanfteren Ausdruck zu geben. Man hat diese Weichheit als mit dem Grundton der Darstellung im Original streitend getadelt, und behauptet, daß ein Wechsel von männlichen und weiblichen Reimen, so wie sie auf der Bühne gebraucht werden, hier passender gewesen seyn würde. Aber dieses ist nach meinem Dafürhalten völlig unrichtig. Denn allein durch die unabgebrochene Gleichstellung der Verse konnte die Feierlichkeit und der Ernst des Originals bewahrt werden. Eine Abwechselung aber würde hier eben durch den Wechsel geschadet haben. Durch dieses gewählte Metrum ist die Feierlichkeit nicht gestört, nur gemildert. Sie ist noch dieselbe, nur minder herbe; man erkennt die ernsten Töne des Originals wieder, nur gesungen mit einer sanftern und biegsamern Stimme. Im Uebrigen ist das Ganze mit Treue und Wahrheit wieder

gegeben, nicht bloß den Worten, sondern noch mehr dem Geiste nach. Die energische Schönheit, selbst die lyrischen Ekstasen in Miltons Diction sind mit der Hand eines Meisters nachgebildet. In den mannigfaltigen Beschreibungen, worin Milton so reich ist, hat er einen Dolmetscher gefunden, der seines Genies völlig würdig war. Hier war Graf Oxenstjerna in seinem eigentlichen Element; hier bewegt er sich auch mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, welche den geübten Meister verräth; sein Pinsel fliegt und schafft, und kein Auge argwöhnt, daß die herrlichen Gemälde Copieen sind. Mehrere dieser Gemälde stehen, wenn man bloß die Schönheit der Verse betrachtet, unleugbar über ihrem Urbilde. Mit einem Wort: diese Uebersetzung ist, was eine jede Uebersetzung seyn müßte, in versificatorischer Hinsicht ein Original; und es ist nicht der

fremde, sondern der verjüngte Milton, den man vor sich zu sehen glaubt.

Auch mit einer Uebersetzung von Tassos berühmtem Heldengedicht [36]) beschäftigte sich Graf Oxenstjerna noch während der letzten Tage seines Lebens. Von zwanzig Gesängen sind nur zwölf vollendet. Ich habe die Handschrift in meinen Händen gehabt, sie, des edlen Dichters letzten poetischen Willen. Es ist ein eigenes Gefühl, mit welchem man ein Werk, besonders ein Dichterwerk, das durch den Tod abgebrochen worden ist, betrachtet. Es ist als sähe man gewissermaßen die Vergangenheit vor jeder Zeile erscheinen, mitten unter den schönsten Bildern des Lebens; es ist als hörte man den Schatten des Heimgegangenen flüstern: „Ich erwarte dich.“ Als ein poetischer Torso wird diese Arbeit wohl stets in ihrer jetzigen Gestalt bleiben; denn es

ist in Wahrheit nicht leicht sie zu vollenden. Aber da sie dem Publicum noch nicht mitgetheilt ist, so kommt es mir nicht zu, über eine bloße Handschrift irgend ein Urtheil zu fällen. Ich muß nur noch bemerken, daß sie beweist, wie die Bürde weder des Alters noch des Kummers Graf Oxenstjerna's Genie niederzudrücken vermochte, wie er noch am Rande des Grabes mit ganzer Lebhaftigkeit der Jugend seine Kunst liebte, und im buchstäblichen Sinn starb, wie er gelebt hatte, im Dienst der Göttinn des Gesanges.

Denn wahrlich für Graf Oxenstjerna war die Dichtkunst niemals ein bloßer Zeitvertreib oder eine flüchtige Jugendlust; sondern wie jeder ächte Dichter betrachtete er sie als die Bestimmung seines Lebens. Er konnte sie nicht nach Wohlgefallen niederlegen oder aufnehmen; konnte nicht ruhen, auch wenn er

gewollt hätte; denn die bildende Kraft in seinem Innern mußte sich stets Luft schaffen und ans Licht hervortreten. Wenige Menschen sind in dem großen Sinn wie er zu Dichtern geboren. Was er bei einer andern Bildung und unter andern Verhältnissen möchte geworden seyn, ist jetzt unmöglich auszumachen; aber was er wirklich wurde, war so viel, daß man davon mit Sicherheit auf die reichsten und ungewöhnlichsten Anlagen schließen kann. Wenn man, nach einer bloß psychologischen Erklärung der Kunst, mit Recht behauptet, daß es die Lebhaftigkeit des Gefühls und der Reichthum der Einbildungskraft sind, welche eigentlich den Dichter ausmachen, indem die erstere alle Züge der Schönheit, welche sich in der Wirklichkeit verbreitet finden, auffaßt und zurückspiegelt, und die letztere diejenigen dichtet, die dort fehlen, so muß Jeder bekennen, daß Graf Oxenstjerna zum Dichter

geboren war. Denn reizbar im äußersten Grade war sein Gefühl, doch vielleicht mehr zart als stark, mehr weit umfassend als tief eindringend. Seine Poesie war sentimental, aber nicht im übelberüchtigten Sinne des Worts. Man findet bei ihm nie diese unmännliche Klage, dieses krankhafte Stöhnen über Qualen, die man so gern für erkünstelt hält. Es findet sich bei ihm keine Spur von Affectation und auch, wo sein Gefühl weichlich scheinen könnte, ist es doch stets wahr. Selbstdie Sehnsucht nach einem freiern poetischen Leben, nach der Natur und dem Landleben, welche wie ein halb erstickter Seufzer durch Graf Oxenstjerna's Gedichte geht, ist nichts Anderes als das natürliche Gefühl in jedem poetischen, ja selbst in jedem zärtlichen Herzen, daß das Gesellschaftsleben mit seinen verwickelten Verhältnissen im Ganzen doch eine

Verkünstelung, eine Abweichung von dem einfachen rechten seyn müsse. Größtentheils läßt sich dieses auch aus des Dichters eigenen Lebensverhältnissen erklären, die gewiß glänzender waren, als sein mildes bescheidenes Herz gewünscht hätte. Aber diese Sehnsucht hat durchaus nichts Heftiges; sie ist weniger Unzufriedenheit mit der Gegenwart, als eine stille Ahnung, daß es besser hätte seyn können; sie ist wie alle Gefühle bei Oxenstjerna mild' und stille. Eben diese Milde des Gefühls ist es auch, welche das Anziehende der Oxenstjernaschen Muse ausmacht. Ihr Charakter ist nicht hohe Schönheit, sondern mildes Wohlgefallen, das will sagen, sprechende, ausdrucksvolle Schönheit, die nicht bloß auf der Form beruht, sondern auch, und noch mehr auf dem liebenswürdigen Innern, welches sich in ihr offenbart. Deshalb sind auch seine vorzüglichsten Gedichte, so prächtig sie auch der Phan-

tasie erscheinen, dem Herzen noch lieber. Aber prächtig und glänzend war gewiß seine Einbildungskraft, und an Glanz und Frische der Farben ist er noch von keinem schwedischen Dichter übertroffen. Dies gilt von seinen Gemälden der äußern Natur. Für Darstellungen der innern hatte er weniger Anlage; denn deren Reiche liegen tiefer und fordern eine ganz andere Art von Auffassungs- und Darstellungsgabe. Im Allgemeinen war bei ihm der Gedanke mehr klar als tief, weniger kühn, als fein, und zuweilen fast epigrammatisch zugespitzt. Er war reicher an Bildern als an Ideen; er war origineller in der Darstellung als in der Erfindung. In der Sprache hatte er mehr Sanftheit als Kraft, mehr Reichthum als Nachdruck, mehr Zierlichkeit als Correctheit. Vergleicht man ihn mit seinen beiden ältern Freunden, mit Creutz und Gyl-

lenborg, so war er vielleicht nicht so innig, nicht so durchglüht von poetischem Feuer wie Creutz, er war nicht so gewaltig und ernst wie Gyllenborg, aber er war glänzender als der erstere und unendlich reicher und biegsamer als der letztere. Die Poesie bei Creutz ist wie eine Weinranke, die sich rund um das wirkliche Leben schlingt, und den Stamm desselben mit Blättern und glühenden Trauben kleidet. Aber Gyllenborg steht da wie eine Eiche, alt geworden aber fest, und streckt zuweilen nackte Zweige, aber stets hoch gen Himmel empor. Die Poesie Oxenstjerna's aber möchte ich mit einer schlanken Pyramidenpappel vergleichen, deren Stamm von der Wurzel bis zum Wipfel vor den sie umhüllenden Laubblättern kaum gesehen wird; aber an jeder Spitze derselben glänzen Sonnengold und Thauperlen.

Im gewöhnlichen Leben nahm Graf Oxenstjerna die Eindrücke mehr lebhaft als bleibend auf. Er besaß in hohem Grade die bewegliche Lebhaftigkeit, den spielenden Witz, der mit bewundernswürdiger Schnelligkeit alle, auch die entlegensten äußern Verhältnisse auffaßt und unter frohem Spiel sie unerwarteter Weise zur Einheit verbindet. Er suchte nie einen Einfall, denn er wußte wohl, daß dieses das sicherste Mittel war, ihn nicht zu finden; aber der Einfall kam stets von selbst und traf wie ein beflügelter Pfeil sein Ziel, bevor man es merkte. Gleich fertig zum Angriff wie zur Vertheidigung überraschte er Alle, aber er selbst war nie verlegen oder überrascht. Schwerlich entging ihm irgend eine Lächerlichkeit, und bei Vorfällen der Art schonte er in munterem Uebermuth Keinen, nicht einmal seine nächsten Freunde. Aber er brauchte auch nicht zu schonen, denn sein Scherz war stets heiter

und fein, doch selten oder nie bitter; sein Stich kitzelte mehr als er verwundete; es war nie Bitterkeit des Herzens, sondern nur heiteres Spiel der Phantasie, das er verrieth. Deshalb war er ausgezeichnet selbst an Gustavs III. Hofe, wo der Witz und der feine Scherz stets ihre Karrousselle feierten; und in welchen Kreis er auch kam, er war gewöhnlich der König des Tages. Aber dagegen gebrach es ihm vielleicht an dem treffenden Scharfsinn, der wie mit einem Blitz seinen Gegenstand durchdringt und mit einem Mal alle Goldadern desselben entblößt. Es gebrach ihm die anhaltende Aufmerksamkeit, das prosaische Auffassungsvermögen, welches für den Geschäftsmann nothwendig ist, der den Gang seines Amtes verfolgen, das Verwickelte aus einander bringen und das Verwirrte ordnen soll. Bei Vorfällen dieser Art, war es wie wenn

seine Seele entfernt in ganz andern Räumen beschäftigt gewesen wäre. Deshalb war ohne Zweifel seine amtliche Laufbahn glänzender als merkwürdig. Aber das Rechte wollte sein Herz ohne Ausnahme, und kein Schatten von Gewalt oder Ungerechtigkeit fiel jemals auf seinen berühmten Namen. Er war kein Mann von großer Entschlossenheit, von unbiegsamer Festigkeit, und er nahm leicht die Ueberzeugung eines Andern an; aber es war ihm unmöglich anders zu handeln, als nach der Ueberzeugung, die für den Augenblick seine eigene war. Mit einem Wort, im praktischen Leben, wo Kraft des Willens und klare Besonnenheit die leitenden Mächte sind, war seine Ueberlegenheit ganz verschwunden. Sein Genie war, um ein Bild von Helvetius zu gebrauchen, wie der Brennspiegel: er brennt bloß in einem Punct. Nur in der Dichterwelt, wo alle Formen weicher

und nachgiebiger, als in der Wirklichkeit sind, war er heimathlich. Denn weit getrennt sind die beiden Welten, die Welt der Poesie und die der Wirklichkeit. Jede von ihnen fordert allein ihren Mann, und wer mit Ernst der einen angehört, geht gern wie ein Träumender durch die andere. Daher ist es eine Bemerkung so alt wie die Dichtkunst selbst, daß der rechte Dichter gewöhnlich eine sonderbare, oft einfältige Person in den gewöhnlichsten Verhältnissen des Lebens ist, und wenn nicht mit Ungeschick, so doch mit Sorglosigkeit Alles behandelt, was bloß gewöhnliche Ueberlegung und mechanische Berechnung fordert. Graf Oxenstjerna war wenigstens nicht gemacht diese Behauptung zu widerlegen. Geboren ohne allen andern Reichthum als den seines Genies, sammelte er eben so wenig einen andern, und sein Leben war stets durch Sorgen verbittert,

die, ich will nicht sagen, einem Genie wie ihm, doch wenigstens einem Mann auf dem Platz, den er in der bürgerlichen Gesellschaft einnahm, fremd seyn müßten. Aber die wesentliche Ursache hievon war eine Eigenschaft, die man auch in ihrer Uebertreibung lieben muß; es war die Ausschweifung eines frommen und leichtgerührten Herzens im Guten, es war eine Wohlthätigkeit, die mehr mit ihrem Wunsche als ihrem Vermögen zu Rath ging. Denn so wie er stets geneigt war zu beschützen und zu vertheidigen, auch ohne vorhergegangene Prüfung, so war er auch stets fertig zu helfen, ohne irgend eine andere Berechnung, als welche sein Herz für den Augenblick machte. Auf andere Weise läßt sich eine Verlegenheit, der nicht einmal die Freigebigkeit von Königen abhelfen konnte, nicht erklären. Denn Verschwender für sich selbst war er nie, und noch we-

niger hatte er eine jener kostspieligen Liebhabereien, womit mancher hochgestellte Mann sich gern bemerkbar zu machen sucht. Im Allgemeinen wollte er sich überhaupt nicht bemerkbar machen, und seine höchsten Aemter nahm er bloß aus Ehrfurcht für den Wunsch eines geliebten Königs an, aber weder aus Ehrsucht noch aus Neigung. Es war ihm leicht anzusehen, daß er über seine Hoheit verlegen war und sich gern vor seiner eigenen Ehre verborgen hätte. Vorzüge der Geburt und des Geistes sind die gewöhnlichsten Verleiter zum Stolz; aber er dachte zu hoch von der Menschheit, als daß er die Geburt für etwas Anderes als für einen verantwortungsvollen Zufall gehalten hätte; er dachte zu hoch von der Kunst, um nicht geringe von sich selbst zu denken. Deshalb war seine Bescheidenheit eben so edel als natürlich. Er trug seine Würde, nicht wie

ein König, sondern wie eine Braut ihre Krone trägt. Eben so war auch seine herablassende Höflichkeit, welche so Mancher verkannte, keineswegs Verstellung, oder eine höfische Angewöhnung. Es war eine Güte, der es Bedürfniß war sich auszusprechen; es war ein herzliches Wohlmeinen in die schönste Sprache der Artigkeit übersetzt. Im Allgemeinen lag in seinem reichen Herzen ein Wohlwollen, das durch keine Undankbarkeit ermüdet, durch keine Verunglimpfung erstickt werden konnte. Er liebte die Menschen mit der Wärme eines Genies und mit der Unschuld eines Kindes. Man würde mit zwei Worten die Grundzüge seines Wesens eine genialische Frömmigkeit nennen können. Diese zeigte sich nicht bloß in seinen Gedichten und in seinem Leben, sondern auch selbst in seinem äußern Aussehen. Nie vergesse ich den Tag, da ich,

noch ein zwanzigjähriger Jüngling, in den Hainen bei Haga [37]) zum ersten Mal den Gepriesenen sah. Gewöhnlich ist es bloß das Moralische, das sich in dem Aeußern eines Menschen malt; das Genialische liegt tiefer und verschmäht oft alle äußern Zeichen. Aber bei Graf Oxenstjerna trat Beides in schöner Vereinigung hervor. Es lag etwas unbeschreiblich Frommes und Liebreiches in den edlen, den feingebildeten Zügen. Aber zugleich blickte das Genie wie ein Himmelsgast hervor aus dem sprechenden Auge. Mir wenigstens kam es vor, als hätt' ich den Engel gesehen stehend mit der Leier halbversteckt hinter dem durchsichtigen Antlitz.

Doch schon hat der Engel sein Gefängniß erbrochen und ist zurückgeflogen zu jenen Höhen, von wo er niederstieg. Wie schön breitet nicht der Mittsommer sein Grün über das Grab

des Dichters aus; wie zärtlich klagt nicht die Nachtigall über ihren verstummten Nebenbuhler! Mit Recht feiert sie das Andenken desselben in der Sommernacht. Denn wie eine Sommernacht war sein Genie, wie eine warme Sommernacht im Norden voll Blumenduft und Hirtenflöten, und mit ewigem Sonnenschein auf den hohen Bergen. Tiefer, kräftiger hat vielleicht das schwedische Genie sich bei Manchen ausgesprochen; aber nie liebenswürdiger, nie milder und frömmer als bei dem Sänger der Erndten; und sein Gedächtniß wird leben, so lange noch eine Sense im Norden geht, so lange noch ein schwedisches Herz für die Schönheit der Poesie und der Natur schlägt.

Epilog

bei der

Magister-Promotion

in Lund

den 22sten Junius 1820.

Epilog vid Magister-Promotionen i Lund den 22 Iunii 1820. Af Promotor. Andra Upplagan. Stockholm 1820. Tryckt hos Direct. Henrik A. Nordström. 4.

Das frohe Fest, das Siegsfest ist geendet.
Zum lieben Kreis der Aeltern und Geschwister,
Die Monde zähleten und Tag' und Stunden,
Kehrt nun der lang Ersehnete zurück,
Der theure Jüngling, ein gemachter Mann,
Mit Meisterbrief und mit dem Lorbeerkranze.
Bedeutungsvoll muß Euch dies Fest erscheinen,
Ihr Sieggekröneten, Ihr Neugeweihten!
In kleinen Bildern ging vorüber heute
Das Höchste ja vor Euren frohen Augen.
Denn dieses ist das Herrliche beim Menschen,
Daß er verstehen kann der Dinge Wesen,
Nicht was sie *scheinen*, nein, was sie *bedeuten*;
Die Wirklichkeit, die unser Auge sieht,
Sie ist nur das Symbol von etwas Höherm.

Bestiegen habt Ihr des Parnassus Zinnen,
Der Menschheit lichte, sonnumstrahlte Höhen;
Denn höher schwingt der Mensch sich nicht empor,

Als Kunst ihn und als Wissenschaft ihn führen.
Einst stand im Heidenlande der Parnassus,
Um seinen Doppelgipfel tanzten froh
In ew'gem Sonnenglanze junge Götter;
Doch unten lag der Mittelpunct der Welt,
Apollons Stadt mit ihrem Weisheitstempel.[38])
Begeisterung, das Götterkind, sie hatte
Dort ihren Quell, und der Orakelhöle
Entstiegen dumpf des Schicksals Geisterstimmen,
Ans Licht gesendet aus der Erde Herzen.
Nun stehet der Parnassus in der Kirche,
Jedoch geweiht, gereinigt und veredelt.
Denn nach ihm deutet man das Himmels Wunder;
Des Lammes weiße Fahne überschattet
Den alten Götterberg mit Engelschwingen;
Und Orgeltöne brausen hoch darüber,
Der großen Orgel Bild, die niemand schaut,
Und deren Silberpfeifen gehn durchs All,
Zu deren Tönen, die der Ew'ge spielt,
Das Herz des Weltalls schlägt und Sphären tanzen.

Den Lorbeer holtet Ihr Euch vom Parnassus;

Bewahret ihn, vergeßt nicht seiner Ahnen.
Von Phöbus stammt er, von dem Gott des Lichts.
Denn vor dem Gott floh unter Daphnes Bildung
Das Ideal, so wie's noch heute flieht
Vor dem, der Weisheit lieb hat und Gesang
Die Fliehende verfolgt' er athemlos,
Die Heißgeliebte, über Berg' und Thale,
Im Arm die Leier, und der Abendwind
Schlug ein Adagio in die Silbersaiten,
Und Antwort gaben drauf des Gottes Seufzer.
Und nahe schon ist der Verfolger ihr,
Es brennt sein Athem schon auf ihren Schultern,
Schon ist er im Begriff sie zu umfangen.
Da fleht zu Zeus sie mit erhobnen Händen:
„Erbarme dich, o! gieb mich nicht zum Raube
Dem Gott der Musen; so nicht, wie ich bin,
Laß ihn mich fassen: nein, verwandle früher,
Wie du nur willst, die lebende Gestalt!"
Und siehe, plötzlich (wunderbar zu hören)
Die leichten Füße wuchsen fest am Boden,
Zum Stamme stieg empor der schlanke Leib,
Zu Zweigen streckten sich die zarten Hände,
Die Haare sauseten wie Laub im Winde.
Gerührt schloß Phöbus die Verwandelte

An seine Brust; es war der Baum noch warm,
Es schlug das Herz noch unter seiner Rinde.
Ein Reis entbrach der Gott dem jungen Lorbeer
Und flocht es sich in seine goldnen Locken,
Und trug es stets als Zeichen seiner Liebe.
Und seit der Stunde (dies der Sage Meinung)
Wird Phöbus Söhnen nicht das höchste Schöne,
Das höchste Wahre; dies entfliehet stets,
Und wenn es weilt, so ist es schon verwandelt,
Geringerer Natur, gefallner Engel;
Der rechte Engel wohnet hoch dort oben.
Doch aus dem Antlitz des Gefallnen strahlen
Die hohen Züge noch des Himmelsursprungs,
Und Daphnes Herz schlägt unter seiner Rinde,
Bewahret also Euren Lorbeerkranz,
Denn er bezeichnet Euer Ziel im Leben;
Betrachtet ihn als den Verlobungsring;
Er weihet Euch den höheren Gewalten,
Den ewigen, die stets im Lichte wohnen,
Und deren Zeichen sitzt auf Eurer Stirne.

Doch Zeichen ist nicht Sache; denn es ist
Der Weg noch nicht das Ziel; dies stehet fern.

Was keck den Meisterbrief der Hochmuth nennt,
Ist nur Bescheinigung, daß ihr gedungen,
Ist Pfandverschreibung Eures ganzen Wesens
Zum Dienst des Lichts, der Wahrheit. Heute habt
Geschworen ihr zu ihrer Adelsfahne.
Denn sie ist's, die der Menschheit Adel sammelt,
Und kein Gemeiner dienet unter ihr.
Die Zeit, die Euch empfängt, ist wild und stürmisch;
Ein großer Kampfplatz, weit so wie die Erde.
Das morsche Alte, das unreife Neue
Sie kämpfen um die Welt mit blindem Eifer.
Wohin der Streit sich neigt, ist unbekannt;
Gewogen werden auf verborgnen Schaalen,
Die zwischen Sternen hängen, seine Loose;
Doch kennt der Weise seinen Platz im Streite.
Man sagt: „Die Sonne sinkt, der Tag ergrauet:"
Wohlan, so kämpfet bei der Abendröthe;
Noch Tag genug ist's in der Schlacht zu siegen.
Glaubt nicht, was Euch ins Ohr die Trägheit flüstert,
Es sey der Streit zu hoch für Eure Kräfte,
Er werde ausgekämpft wohl ohne Euch.
Was sie gesucht, die Herrlichen der Menschheit,

Ihr ganzes schönes, reiches Leben durch,
Verdient es wohl, daß wir es alle suchen.
O, es ist schön sich ihnen anzuschließen,
Und seys auch als der Letzte, der Geringste.
Doch für die Mächte, die dort oben walten,
Ist nichts gering hienieden, oder groß.
Allein gewinnt der Feldherr nicht die Schlacht,
Für ihn gewinnen sie die tiefen Glieder.
Der ew'ge Weltgeist wirkt durch Menschenkräfte;
Aus dem zerstreuten Kleinen fügt zusammen
Mit kunsterfahrnen Händen er das Große.
So laßt uns willig unsre kleinen Flammen
Zu seinem Lichtmeer bringen, Menschenkräfte
Zu seiner Götterkraft —

Denn Kraft und Klarheit
Sind's, die Apoll von den Bekränzten fordert.
Der Phöbus, der des Tages Fackel zündet,
Derselbe Gott trug auch das goldne Schwert,
Den Silberbogen, welcher Python fällte.
Selbstständ'ge Kraft ist erste Zier des Mannes;
Fest soll er stehen wie ein Herculsbild,
In Löwenhaut, sich auf die Keule stützend.
Das lose Schwanken und das blinde Glauben

Sie sind der Krebs des Tags in jungen Sinnen;
Aus dem Gehirne frißt er den Gedanken,
Und Muth und Stärke aus der freien Brust.
Es kann nicht Jeder seyn ein Genius,
Auf sichern Flügeln hin zum Lichte steigend;
Doch prüfen kann ein Jeder, eh' er richtet,
Kann fassen selbst, was er als wahr beschwört,
Kann fühlen selbst, was er als schön bewundert.
Im stillen Weltmeer des Gedankens liegen
Gewiß noch viele unbekannte Inseln,
Und mancher Stern wird dort vielleicht erspäht,
Bisher noch unentdeckt vom Forscherauge.
Kannst selbst nicht pflügen du die tiefen Wogen,
So lausche willig auf das Wort der Weisen,
Der Weitgereisten, die mit sichern Zeichen
Zur Heimath kehren aus den neuen Landen.
Doch achte nicht des Tages Schifferlügen
Herkommend übers Meer. Ein prahlend Volk,
Marktschreier mit der trüben Mystik Miene,
Geht unter uns umher und schwatzet viel
Von neuen Dingen, die ihm kund geworden,
Vom Weltenräthsel, das es aufgelöst,

Vom Stein der Weisen, den es aufgefunden.
Die blinden Thoren! O, der Stein der Weisen
Im Knopfe sitzt er auf Allfaders Zepter,
Und Menschenhände brechen ihn nicht los.
Umsonst beschwören sie die hohe Wahrheit
Mit dunklen Formeln; denn das Dunkel oben
Verträgt sie nimmer; wohnt sie doch im Lichte.
In Phöbus Welt, im Wissen wie im Dichten,
Herrscht Klarheit stets; klar strahlet Phöbus Sonne,
Klar war Kastaliens Born, des Gottes Quell.
Was du nicht klar kannst sagen, weißt du nicht;
Mit dem Gedanken wird das Wort geboren,
Und was du dunkel sprichst, das denkst du dunkel.
Die wahre Weisheit gleicht dem Diamanten,
Des ew'gen Himmelslichts erstarrten Tropfen;
Je reiner, desto höher schätzt man ihn,
Und desto heller strahlt der Tag hindurch.
Der Wahrheit stand im Alterthum ein Tempel,
Leicht wie das Firmament war die Rotunde;
Es drang das Licht hinein von allen Seiten
Ins offne Rund, und Himmelswinde spielten
Melodisch zwischen seinen Pfeilerwäldern.
Jetzt baut man einen Babelsthurm dafür,

Ein schwer, barbarisch Werk; das Dunkel guckt
Heraus durch seiner Fenster kleine Scheiben.
Zum Himmel sollt' er steigen, doch bisher
Ists noch geblieben bei der Sprachverwirrung. —
Der Dichtung Reich gleicht dem der Wissenschaft.
Durchsichtig ist's. Vom lautersten Krystall
Ist seine Stadt, und tausendfältig strahlt
Das Licht zurück von ihren Spiegelmauern.
Auf ihren Straßen wandern auf und ab
Hochherrliche olympische Gestalten,
Gewebt aus Strahlen und aus Rosenduft;
Kein Flecken ist auf ihren Göttergliedern,
Und d u r ch sie scheinen klar des Himmels Sterne.
Was geistreich ist; trifft wie der Blitz; es ist
Des Augenblickes Kind; der Augenblick
Wirkt fort jedoch noch durch Jahrhunderte.
Glaubt nicht, es sey bedeutungsvoll das Dunkle;
Nein, das Bedeutungsvolle ist das Klare.
Dem Spiegelbilde gleichet die Bedeutung;
Es ist nicht da, wenn niemand es erblickt.
In viele Strahlen bricht das Schöne sich
Für unser Auge, mit dem Janusantlitz
Schaut hin das reiche Licht nach allen Seiten.

Die hohe Kunst ist reich so wie das Licht,
Ein groß und herrlich Vieleck ist ihr Tempel;
Sie duldet jede Farbe, nur kein Dunkel;
Wo Dunkel herrscht, da hat die Kunst gefehlt,
Und unter ging des Himmels Geist, die Sonne.

Drum Heil dem Lichte! O, verbreitet Ihr
Es in der Heimath, in dem theuren Lande,
Wo Kindheitsfreunde wohnen, Väter ruhn.
Fried' ihrem Staube! Ein Erinn'rungsland,
Ein großer Stammbaum ist der hohe Norden.
Wohin wir blicken, sehn ein Denkmal wir.
In Heldenasche wachsen Schwedens Wälder,
Von alten Heldenthaten singt die Woge,
Und Nordens Himmel füllt sich jeden Abend
Mit goldnen Runen von den großen Todten.
Von dort sieht Wasa sein befreites Volk,
Linné blickt her auf seine Blumen alle,
Und Kellgrens Auge suchet noch sein Land,
So oft er einstimmt in das Lied der Sterne.
Erzürnet nicht die Mächtigen dort oben,
Die Himmelklaren! O, der Seher sah sie
Bedenklich schütteln ihre weisen Häupter

Ob manchem Zeichen, ob den Fieberträumen,
Im frischen Norden spukend, ob dem Nebel,
Der sich gelegt um den einst klaren Himmel.
Indeß der Nordwind ist noch nicht gestorben,
Ich höre fern das Schlagen seiner Flügel;
Er weht die Seuche fort von Berg und Thal,
Und fegt das Sterngewölbe wieder rein,
Macht Nordens Sinne klar und Nordens Himmel.

Mit dieser Hoffnung nun entlass' ich Euch,
Ihr edlen Jünglinge, des Lichtes Streiter,
Apostel für das Ewige im Norden!
Den Segen Schwedens, und der Menschheit
Segen
Verkünd' ich über Euch in ihrem Namen.
Geht hin und lehrt das Evangelium,
Des Wahren Evangelium, des Schönen,
Die frohe Botschaft einer bessern Welt,
Wo nichts als Gottesfried' und Himmels-
klarheit. —
Und wann Ihr einst (o gält' es doch Euch Allen!)
Habt durchgekämpft den funfzigjähr'gen Streit
Im Dienst des Lichts, wann Euer Hochzeitfest,
Das goldne, mit der Wahrheit, Eurer harret,

Der Gränzstein dann der Ewigkeit, das Grab,
Als Trauungsschemel steht, behängt mit Blumen,
Willkommen dann, Ihr Silberlockigen,
Ihr Phöbusschwäne, o, willkommen wieder
Zu diesem Tempel, der Euch heute faßt,
Zu diesem Lorbeer, dann noch nicht verwelkt,
Nein, nur gereifter um ein halb Jahrhundert.
Ach! ich nicht bin es, der Euch dann empfängt,
Verstummt ist dann schon lange meine Stimme,
Und dieses Herz, das jetzt so innig schlägt,
Ist Staub, und freundlich schüttelt wohl im Winde
Ein Baum darüber seine grünen Locken.
Mein Geist doch, hoff' ich, blicket noch hernieder
Zur Erde, zu den wohlbekannten Stellen,
Wo über Lundahof[39]) der Zug sich lenkt
Zum Tempel hin, die Kränze sich zu holen.
Und traulich sprachen unter sich die Greise
Von alten Zeiten, von den Jugendträumen.
Und ein Geschlecht, das jetzt noch nicht geboren,
Mit Ehrfurcht lauscht es auf die weisen Stimmen; —
Dann freu' ich mich noch einmal Eures Festes.

Rede,

gehalten

auf dem großen Hörsaal der König Carls Hochschule

zu Lund

am Oscarstage 1823.

Wir feiern heute einen Tag, welcher schwedischen Herzen schon längst theuer gewesen ist; einen Tag, welcher den gleichen Namen führt mit der Freude des Königs und des Landes, und mit der Hoffnung der Zukunft. Aber damit verbinden wir zugleich eine Feier, welche durch die Neuheit, die sie für uns, und durch die Wichtigkeit, die sie für das Vaterland hat, uns Allen werth und bedeutungsvoll seyn muß. Mehr denn ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit ein schwedischer Thronfolger seine fürstliche Braut heimführte; und für die Wenigen unter uns, deren Erinnerung so weit

zurückgeht, schimmert doch nur das Andenken an eine solche Begebenheit undeutlich hervor aus den halbverblichenen Bildern der Kindheit. Für uns Andern aber muß sie wenigstens diejenige Art von Merkwürdigkeit haben, mit welcher alles Neue und nie Gesehene auch ungebildete Gemüther zu fesseln pflegt. Aber es wäre in Wahrheit demüthigend, wenn ein Ereigniß wie dieses auch nur für Einen unter uns keinen andern Werth als bloß den der Neuheit hätte. Denn ist es nicht im eigentlichen Sinn ein Fest für das schwedische Volk? Hat nicht die Heldenbrust des alten Nordens sich erwärmt und belebt gefühlt von neuen Wünschen, von neuen Hoffnungen? Ihr habt ja gehört, wie die Hauptstadt ihre ganze Volksmenge aussandte, um der Neuangekommenen am Ufer zu begegnen und sie zu sehen, da sie herauf stieg, wie vormals die Göttinn

der Schönheit aus den Wogen. Ihr habt ja gehört, wie auch aus den entlegensten Ortschaften ein Jeder, welcher sich losmachen konnte, von Hause eilte, als ein freiwilliger Abgeordneter, nicht zu dem ordentlichen Reichstage des Staats, sondern zu dem außerordentlichen der Freude und der Hoffnung; und glücklich pries sich ein Jeder, dem es gelang, auch nur von fern die Ersehnte zu schauen. Die Heimgebliebenen aber bestürmten die Zurückgekehrten mit endlosen Fragen über das junge fürstliche Paar, und seufzten in der Stille über das Mißgeschick, das nicht gesehen zu haben, was ihre glücklicheren Landsleute sahen. Ein allgemeiner Freudentaumel ergriff die Nation mitten im Druck der Zeit, und in unserm weithin sich erstreckenden Lande zwischen dem Sund und den Felsgebürgen der Lappmarken findet sich wohl schwerlich eine Hütte, in welcher

dieses Ereigniß nicht die lebhafteste Theilnahme geweckt hätte, oder in welcher kein Wunsch aufgestiegen, kein Segen herabgerufen wäre über Oscar und Josephine.

Aber eben diese allgemeine Theilnahme an dem Glück des Thronfolgers und des Königshauses muß um so mehr Uns erfreuen, da sie zur Zeit in andern Ländern ziemlich selten seyn dürfte. — Es ist wahr, man stellt auch dort bei Vorfällen dieser Art Feste an; man plündert die Felder, um Blumen, und das Wörterbuch, um schmeichelnde Redensarten zu gewinnen sein Entzücken zu bezeugen. Aber es sieht doch zuweilen mit dem Entzücken aus, als wenn es vorbuchstabirt wäre und die unterthänige Freude kann es nicht stets gut verbergen, daß sie sich auf hohen Befehl zeigt. Wir leben in unruhigen Zeiten; eine unglückliche Spannung sondert fast überall Volk und

Regenten, und an mehr denn einer Stelle treten sie als feindliche Mächte auf, entweder in offener Fehde gegen einander, oder stehen auch da mit spähenden Blicken und mit der Hand am Griffe des Schwerdts, und erwarten, wer zuerst zuschlagen werde. Es gehört nicht hieher zu untersuchen, wer die größte Schuld an dieser Spannung hat; es ist genug, daß sie gefunden, und daß sie mit jedem Tage sichtbarer wird in mehr denn einem Lande unsers Welttheils. Eben so wenig kann man leugnen, daß ein solches Verhältniß, wie man es auch bemänteln mag, für den Staat unglücklich werden und früher oder später dessen Grundpfeiler untergraben muß. Denn worauf könnte der Staat wohl anders ruhen, als auf der Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Hauptelementen, den Regierenden und Regierten? Alle Königsmacht ist doch ursprünglich

aus der Vatergewalt hervorgegangen. Als einen Vater des Landes, als einen Hirten des Volks dachte man sich anfänglich den König. Sein Geschlecht war die Nation, und seine Königsburg war das Vaterhaus für Alle. Was ihn, den Einzelnen, betrübte, theilte sich Jedem mit, — die Freude, die er, der Einzelne, fühlte, schlug in Aller Herzen. Dieses ist das in unsern Tagen so viel besprochene monarchische Princip in seiner einfachsten und schönsten Bedeutung. Seitdem die Staaten sich erweitert haben, seitdem die innern Verhältnisse derselben immer mehr und mehr verwickelt worden sind, seitdem der Abstand zwischen König und Volk in jeder Hinsicht größer geworden ist, kann natürlich diese Denkweise in ihrer ursprünglichen Lebendigkeit und Reinheit nicht länger Statt finden; aber in jedem Staate, auch in dem weitausgedehntesten,

muß sie auch jetzt noch wieder erkannt werden können, wenn gleich unter veränderten Formen. Sie muß das moralische Band ausmachen können, welches die Staatselemente zusammen hält, wiewohl diese in der Länge der Zeit auch andere, mehr zu Recht bestehende Vereinigungspuncte erhalten haben. Denn ursprünglich ist doch der Staat nichts Anders als die erweiterte Haushaltung; das öffentliche Leben hängt mit allen seinen Wurzeln an dem Leben des Einzelnen; die Weltgeschichte besteht eigentlich aus der Gesammtgeschichte aller Einzelnen. Das monarchische Princip beruht auf Vertrauen und Liebe; es kann nie und zu keiner Zeit die Absicht des Staats seyn, diese schönsten Gefühle der Menschheit zu ersticken; und wo dieses gleichwohl geschieht, da ist das Herzblut des Gemeinwesens dick geworden und der Staat hat sein Ziel verfehlt. —

Wir lassen die Versuche, das Vertrauen mit Gewalt wieder zu gewinnen, oder mit den Bajonetten den Herzen der Völker die Liebe einzupflanzen, wenn sie anders irgendwo gemacht werden, auf ihrem Werth beruhen; aber wir im Norden wünschen uns Glück, daß wir zur Zeit noch nicht bedurft haben diese königlichen Warnungsgrade durchzugehen. Ich kenne in Wahrheit kein europäisches Land, welches in der edelsten Bedeutung des Worts monarchischer gesinnt gewesen ist und noch ist, als Schweden. Woher kommt dieses? Nicht daher, daß der schwedische Thron ohne Frage der älteste in unserm Welttheil ist; daß unsere Königsreihe bis zu den alten Göttern, bis zu den Thronen in Walhall hinaufsteigt; daß die meisten jetzt regierenden Königshäuser beweislich aus dem Norden herstammen; denn diese Erinnerungen aus der Heidenzeit sind zu

entlegen, zu verblichen, als daß sie einen besondern Einfluß auf die Denkweise üben könnten. Eben so wenig kommt es daher, daß bei Uns das Verhältniß zwischen König und Volk mit wenig Ausnahmen nach freiern und großartigeren Grundsätzen bestimmt worden ist, als sonst irgendwo in der gebildeten Welt; denn gerade wann die Forderungen am größten gewesen sind, gerade wann die Regierungsweise am meisten drückend gewesen ist, hat das schwedische Volk seine Könige am meisten geliebt und ohne zu zögern Alles für deren Ehre gegeben. Mit einem Wort, es kommt nicht von der Geburt, welche des Zufalls, eben so wenig von der Staatsverfassung, welche der Menschen Werk ist; sondern es kommt wesentlich von einem andern und weit wichtigeren Umstande her, der unserm Lande vor allen andern zu Theil geworden ist. Betrachten Sie

Schwedens Geschichte, vor allem während der drei letzt verflossenen Jahrhunderte! Was sehen Sie? Helden, welche nicht bloß die Geburt, sondern welche die Natur bestimmt hatte, die Welt zu leiten; Seelen, geboren mit dem Siegeshelme, mit dem Herrschergepräge auf ihrer königlichen Stirne. Die Geschichte unsers Vaterlandes ist der Plutarch der neuern Zeit; ihr Andenken ist es recht eigentlich, auf das wir uns berufen müssen, wenn wir uns mit dem kolossalischen Schatten der Vorzeit messen wollen. Männer wie Gustav Wasa und dessen jüngster Sohn, wie Gustav Adolph und Carl Gustav, wie Carl XII. und Gustav III. würden auch als Privatmänner die Ersten ihrer Zeit gewesen seyn, und ihr Purpur war bloß der zufällige Wiederschein ihrer Ehre. Man könnte sagen, daß es weniger ein monarchisches, als ein theokratisches Regiment

war, dessen Schweden während seiner glänzendsten Zeiten sich rühmen kann, denn die Theokratie der überlegenen Naturgaben gilt überall, und in diesem Sinn ist es unbezweifelt richtig, daß die Obrigkeit von Gott ist. Deshalb ist es eine Bemerkung so alt wie unsere Geschichte, daß kein Volk leichter als das schwedische sich von einem großen Mann regieren läßt. Diejenigen unserer Könige, die Eroberer gewesen sind, kannten sehr wohl dieses Geheimniß des Nationalsinns; sie wußten, was sie wagen konnten, und sie wagten auch mehr; sie setzten die Nation auf härtere Proben, als irgend ein anderes Volk unter gleichen Umständen ertragen haben würde. Aber man war ihnen gehorsam, weil man sie bewunderte, und man ertrug ohne Murren ihre Launen, ja zu Zeiten auch ihre Ausschweifungen. Diese Denkweise ging durch Vererbung von

Geschlecht zu Geschlecht, und hieraus erkläre ich mir denn auch recht eigentlich das gränzenlose Vertrauen, mit welchem das schwedische Volk sehr oft seine Könige umfaßt hat. Ich rede hier von dem zahlreichsten Theil der Nation, von dem eigentlichen Volk, welches von Anbeginn an den Kern des Staats ausgemacht hat; denn ganz gewiß haben unter den höheren Ständen sich stets Unzufriedene gefunden; ganz gewiß hat man stets, früher so wie jetzt, mißbilligende Urtheile über die Maaßregeln der Regierung gehört. Denn ungestraft besteigt niemand die Höhen der menschlichen Größe, und in einem freien Lande müssen die Denkweisen natürlich getheilt seyn; der Tadel muß den Machthaber an das allgemeine Loos der Menschheit erinnern. Aber führt er, wie er muß, den Zepter in kräftigen Händen, so kann er auch stets auf das Vertrauen der

Nation und auf ihre lebhafte Theilnahme an seinen einzelnen Angelegenheiten rechnen. Wir haben jüngst eine Probe hievon gesehen. Mitten unter den Zwistigkeiten eines langwierigen Reichstages stieg die fürstliche Braut an das Land. Es war so, wie Amphitrite in der Fabel auf den bewegten Wogen einherfuhr; sie legten sich sofort; aller Zwist war, wenigstens für den Augenblick, vergessen; alle Partheien vereinigten sich in einer Freude, in einer Theilnahme, in deren Aufrichtigkeit wir kein Mißtrauen setzen können noch dürfen. Das Volk, welches die politischen Sonderungen so wenig kennt, als Theil daran nimmt, folgte seinem natürlichen Gefühle und stimmte überall im Norden und im Süden ein in den allgemeinen Jubel. Es war wie wenn jeder schwedische Jüngling seine eigene Braut heimgeführt, wie wenn jeder schwedische Vater

die Hochzeit eines geliebten Sohns gefeiert hätte; Land und Stadt freuten sich eben so wie der Hof, und ein Jeglicher eignete sich seinen Theil an von der Freude seines Königs.

Was denn nun auf diese Weise ein Fest gewesen ist für das schwedische Volk, warum sollte dieses nicht auch ein Fest für uns seyn? Warum sollte eine Nationalfeier nicht auch eine akademische werden? Es wäre in Wahrheit unnatürlich, wenn der Staat in einem andern Verhältnisse zu seinem Lehrwesen und zu seinen Bildungsanstalten stände. Denn ist der Staat selbst wohl etwas Anderes, als eine Bildungsanstalt? Ist er nicht eigentlich die große Universität, auf welcher die Menschheit ihre Grade annimmt? Ist die Geschichte des Menschengeschlechts in sich selbst wohl etwas Anderes als die Geschichte der Ausbildung desselben? Sicherlich ist diese allgemeine

Ausbildung von der gelehrten, mit welcher die Lehranstalten sich beschäftigen, gesondert; aber der Zusammenhang beider ist doch für einen Jeden klar, der es einsehen will. Es ist derselbe Zusammenhang wie zwischen Grund und Folge; die allgemeine Bildung ist überall das populäre Resultat einer wissenschaftlichen; es giebt keine Wissenschaft, welche nicht früher oder später auf eine oder die andere Weise in die Masse der Nationalbildung eingeht und nach und nach auf die allgemeine Denkart einwirkt. Deshalb sind die Universitäten, oder müßten es wenigstens seyn, die höchsten Repräsentanten der Ausbildung des Staats, sie müßten das Bewußtseyn des Volks seyn, sie müßten das gemeinschaftliche Sensorium für die Nation seyn. Was nun für die gesammte Nation von Wichtigkeit ist, das muß auch keineswegs fremde für die Hoch-

schulen derselben seyn können; das Vaterland muß keine vaterländischere Einrichtung besitzen. Aber nicht bloß das Wissen des Staats müssen sie darstellen, sondern auch das Gefühl desselben; denn ihnen gehört das Gefühlvollste an, was das Land hat; ihnen gehört die Jugend an, die das Organ ist, durch welches die Mitwelt am lebhaftesten fühlt. In jeder Beziehung gehört also auch uns diese Feier an, nicht bloß als schwedischen Mitbürgern, sondern auch als Sprechern des schwedischen Wissens, als Lehrern der schwedischen Jugend, als Pflegern der schwedischen Hoffnung; und der Altar der Musen ist, wenigstens für den heutigen Tag, was er stets seyn müßte, zusammengebaut mit dem des Vaterlandes.

Aber was ist es denn nun eigentlich, was das Vaterland und wir Alle von einer Verbindung erwarten, welche so viele Theil-

nahme erregt hat? Es ist nicht allein das häusliche Glück eines geliebten Thronfolgers, so sehr wir solches auch schätzen, so innig wir solches auch wünschen, so sehr wir solches auch für das fürstliche Paar hoffen. Im Schatten des Privatlebens genügt die Seligkeit der Liebe. Aber Königssöhne gehören der Geschichte an, und so wie die besondere einzelne Denkart derselben oft das Schicksal der Völker bestimmt, so haben auch ihre besondern Verhältnisse und Geschlechtsverbindungen mehr denn einmal zum Heil oder zum Unheil der Nationen gewirkt. Bei der Wahl einer Braut braucht der Privatmann nur der Stimme seines Herzens zu folgen; denn er bauet sein eigen Glück und ist Keinem außer sich selbst verantwortlich für seine Neigung. Aber der Fürst muß, wenn er sein Volk liebt, auch auf die Zufälligkeit der Geburt Rücksicht nehmen. Seine Wahl,

auch wenn sie von der Zuneigung eingegeben ist, hat doch stets eine politische Seite, und glücklich ist derjenige von den Mächtigen der Erde, welcher wie der Oscar des Nordens bei einer Einzigen Alles vereint findet, was das Herz und die Politik fordern, Alles, was der Liebhaber und der Fürst sich wünschen können. Was das Erstere betrifft, so giebt es nur eine Stimme im Lande; denn die Schönheit macht sich geltend wohin sie kommt; die Anmuth erobert die Herzen, und Güte und Unschuld bewahren sie. Aber betrachten wir nun auch das Letztere, so zweifle ich, daß es in Europa möglich gewesen wäre eine glücklichere Wahl zu treffen, nämlich in Hinsicht unsers Landes und unsers Zeitalters. Denn in ihrer Geburt vereinigt die Prinzessinn Josephine gerade die beiden streitenden Elemente, welche jetzt um die Welt kämpfen; sie ver-

bindet die alte und die neue Zeit. Ihr fürstlicher Vater ist, wie mancher andere ausgezeichnete Mann, der Sohn seiner eigenen Thaten; sein Stammbaum wächst auf seinem Schwert und seine Verdienste sind seine Ahnen. Aber von mütterlicher Seite stammt sie aus einem der ältesten Fürstenhäuser Europas, welches dazu seinen Ursprung aus der gemeinsamen Wiege der meisten, aus dem alten Norden, herleitet. Durch ihre Abstammung versöhnt sie mithin die Ansprüche der Geburt und des Verdienstes, die Forderungen der Fürsten und der Völker, den Stolz der alten und die Heischungen der neuern Zeit. Wir leben in Zeiten, in welchen eine Zufälligkeit wie diese nicht als gleichgültig angesehen werden kann. Es ist auch, wie ich dafür halte, dieser Umstand es recht eigentlich, welcher der Feier dieses Tages eine eigene Bedeu-

tung giebt; er ist es, wodurch dieser Tag sich bestimmt von vielen andern seiner Art unterscheidet. Die Weltgeschichte ist voll symbolischer Begebenheiten, und die Verbindung, deren Feier wir jetzt begehen, ist nach meiner Ansicht eine solche. Sie ist das Symbol einer Versöhnung zwischen feindlichen Kräften, die auch für unser Land, und noch mehr für andere, mit jedem Tage nothwendiger wird; sie ist das Sinnbild des Friedens; sie ist, was der Regenbogen war für Noah, da die Fluth verronnen war. Da ich dieses für den eigentlichen Kern des Gegenstandes dieses Tages halte, so hoffe ich auch Ihre Verzeihung, geehrte Anwesende, wenn ich hierüber etwas ausführlicher meine Meinung sage.

Was ist es hauptsächlich, worüber man zur Zeit in Europa Zwist führt? Welches sind die sogenannten neuen und revolutionären

Lehren, die constitutionellen Sätze, die man so eifrig bestreitet? Nun, wenigstens bei den Bessern, bei den mehr Besonnenen wesentlich keine andern, als diese: Nämlich, daß alle Macht ursprünglich nicht von dem Regenten allein ausgehe, welches die Grundlage des Despotismus ist, eben so wenig vom Volk allein, welches die Grundlage der Anarchie ist, sondern von der Vereinigung beider, worin eigentlich der Staat besteht; daß folglich das Volk, nach seinem Antheil an der Staatsgewalt, Recht habe, Rechenschaft zu fordern von dem Regenten, der sonach selbst oder durch seine Rathgeber nicht bloß vor Gott, sondern auch vor Menschen verantwortlich ist; daß das Gesetz, welches den allgemeinen Willen ausspricht, die höchste Majestät im Staat sey, vor welcher Alle gleich seyn müssen; daß das Gemeinwesen keine andern Ansprüche und

Vorrechte anerkennen könne als die, welche sich entweder auf persönliche Verdienste oder auf natürliche und für die Aufrechthaltung der Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft nothwendige Unterschiede gründen; daß der Staat eines Jeden äußeres Vermögen beschützen müsse, woraus hervorgeht, daß das Volk sich selbst beschatzt; daß er auch eines Jeden inneres Vermögen beschützen müsse, woraus folgt, daß der Mitbürger das Recht hat, entweder selbst oder durch seine Bevollmächtigten seine Ueberzeugung über den Gang der allgemeinen Angelegenheiten zu äußern. In Wahrheit, diese Lehren scheinen in dem Begriff des Staats gleichwie ein Rechtszustand begründet zu seyn; ihre Einfachheit selbst erscheint als ein solcher Bürge für ihre Wahrheit, daß man sogar versucht werden könnte sie für politische Axiome zu betrachten. Sie scheinen nichts Auf-

rühriſches zu enthalten, denn ſie beabſichtigen deutlich nichts Anderes als das, was der Gegenſatz von allem Aufruhr iſt; den Sieg des Geſetzes über Gewalt und Willkühr. Neu ſcheinen ſie eben ſo wenig zu ſeyn, ſondern vielmehr gleich alt mit der menſchlichen Vernunft, ſeitdem ſie angefangen hat über die Angelegenheiten des Staats nachzudenken. Woher kommt es denn, daß ſie ſo vielen Widerſtand erfahren haben und nicht ſogleich überall angenommen worden ſind? Woher kommt es, daß ſie ſich auch dort nicht haben erhalten können, wo ſie auf einige Zeit eingeführt wurden? Das kommt nicht von irgend einem Mangel im Begriff, ſondern einzig von der voreiligen Anwendung derſelben auf ſchon beſtehende und feindliche Formen. Das kommt daher, weil eine ſolche Staatslehre, in ihrer reinſten Allgemeinheit gedacht, eigentlich einzig

dort anwendbar wäre, wo man einen Staat ganz neu von Grund aufbauen, und ihn mit Menschen bevölkern könnte, die zuvor nie in bürgerlichen Verhältnissen gelebt hätten. Aber auf diese Weise bildet sich kein Staat; er hat im Gegentheil überall einen historischen Ursprung. In Europa wenigstens ist der Staat, wie wir sehen, schon etwas historisch Gegebenes und Bestehendes; der Unterschied der Stände hat sich überall gesetzt und ist hart geworden in bestimmten Formen; die zufällig und nach und nach gebildete Staatsverfassung ist zusammengewachsen mit der allgemeinen Denkart; die Alleinherrschaft hat an mehr denn einer Stelle weithin sich erstreckende Wurzeln in den Nationalcharakter geschlagen. Ich weiß, daß es zum heutigen Ton, selbst unter den Gelehrten, gehört, auf die Revolution zu schmähen; gewiß waren auch einige

ihrer Lehren all zu einseitig, all zu mechanisch gefaßt; aber das Wesentliche davon dürfte doch wohl leichter vor einer unpartheiischen Prüfung bestehen, als die überkluge Spitzfindigkeit oder der bewaffnete Obscurantismus uns einbilden wollen. Aber der größte Fehler der Revolution war, daß sie zu viel auf die abstracte Klarheit ihrer Lehren rechnete, und zu wenig das historische Element im Staate ins Auge faßte. Man schafft die Welt und tausendjährige Einrichtungen nicht mit einer bloßen Theorie um, wäre sie auch noch so faßlich; das Abstracte muß überall dem Concreten weichen, das Gedachte dem Bestehenden, die Speculation der Wirklichkeit. Die neue Freiheit erregte wohl im Anfang, und selbst durch ihre Neuheit, ein großes Aufsehen; aber es zeigte sich bald, daß man eigentlich nirgends Raum für sie hatte. Sie

klopfte überall an, aber wohin sie kam, war der Platz schon besetzt, und man konnte oder wollte die Obdachlose nicht beherbergen. In ihrem eigenen Vaterlande wies man ihr für den Anfang Platz an in prächtigen republicanischen Formen, aber diese Formen waren doch eigentlich nichts Anderes als neugemachte, wachsende Ruinen. Denn das, worauf die Republiken des Alterthums eigentlich ruhten, die Einfalt der Sitten, die Genügsamkeit des Sinns, die Oeffentlichkeit des Lebens, — alles dieses war längst verschwunden und konnte durch kein Decret im Augenblick wieder hergestellt werden. Die proclamirte Gleichheit wollte eben so wenig sich einstellen; denn die Natur selbst, welche ihre Gaben so ungleich austheilt, zeigte hierin sich aristokratisch gesinnt, und die angeborne Ueberlegenheit bahnte sich überall Wege und nahm schnell ihren höheren

Platz in der bürgerlichen Gesellschaft ein. Die neuen Republiken lösten sich daher von selbst auf, und man kehrte allmählig zu den monarchischen Einrichtungen zurück, von welchen man bei der gegenwärtigen Gestalt Europas nie hätte abweichen sollen. Aber man war natürlich nicht länger mit der königlichen Alleinherrschaft zufrieden, welche an den meisten Orten, und, wie wir hoffen, für immer das Vertrauen verloren hat. Das Volk forderte seinen ursprünglichen Antheil an der Gesetzgebung zurück, sein Recht sich zu äußern, seine Menschenwürde, und wollte keine andern als durch das Gesetz beschränkte Regenten anerkennen. Die Gränzen zwischen Volk und König sollten auf das Genaueste bestimmt werden; ein allgemeines Constitutionsfieber brach aus in Europa. Aber zum Grunde legte man diesen Constitutionen gewöhnlich

eine bloß und bar abstracte Theorie, welche, wenn sie auch in sich selbst richtig war, dennoch nicht sogleich und an jedem Ort anwendbar erschien. Alle diese Staatsverfassungen waren daher einander gleich, als wären sie nach demselben Maaße und auf derselben Werkstatt bestellt worden. Aber eine Constitution ist nicht ein solcher Ueberwurf; sie ist nicht gemacht, um lose auf der Nation zu hängen. Erkennt das Volk in ihr nicht seinen eigenthümlichen Charakter, seine alten Erinnerungen und Einrichtungen, ja selbst auch seine Vorurtheile wieder, so wird eine solche Staatsverfassung, trotz aller ihrer Vernunftgemäßheit, fremd, gleichgültig, zu Zeiten auch wohl verhaßt. Es ereignet sich, daß gerade die niedern Volksclassen, welche doch am meisten bei Veränderungen gewinnen sollten, die ersten sind, welche sich gegen die neue Ordnung erklären.

Die Beispiele hievon aus der Gegenwart sind zu bekannt, als daß sie angeführt zu werden brauchten. Wir sehen ganze Nationen, die sich doch zu den gebildeten rechnen, mit fanatischem Eifer die unumschränkte Alleinherrschaft und die Inquisition zurückrufen; wir sehen sie willig diese Kostbarkeiten mit Aufopferung ihrer Selbstständigkeit und ihrer, in Wahrheit etwas zweideutigen Nationalehre erkaufen. Man wendet ein, daß die Alpen und Pyrenäen der Grenzstreif der Bildung seyen, und daß dasjenige, was südlich derselben liegt, jetzt bloß die Schlacke von Europa ausmache. Ich meines Theils habe auch nichts gegen eine solche Behauptung; aber ich bin auch überzeugt, daß unter gleichen Umständen das Verhältniß überall ungefähr dasselbe geworden seyn würde. Es heißt ferner: daß dasjenige, was in dieser Hinsicht geschehen ist, durch äußere Gewalt und

innere Uneinigkeit hervorgebracht worden sey; aber die äußere Gewalt würde nichtig, die innere Uneinigkeit würde unmöglich gewesen seyn, wenn die neuen Staatsverfassungen in der allgemeinen Denkart irgend Wurzel gehabt, wenn sie nicht auf bloßen Abstractionen, die von der Menge nicht begriffen wurden, geruht hätten. Sie mußten also fallen; sie hätten bald von selbst fallen müssen, ohne alle Mitwirkung von außen. Constitutionen dieser Art gleichen Laubsälen, welche man bei Gelegenheiten von gefällten Bäumen aufführt, die man in die Erde steckt; sie grünen den Tag über, doch bald ist die erkünstelte Herrlichkeit verwelkt und die nächste Morgensonne sieht statt ihrer nichts als vertrocknetes Laubwerk.

Dieses ist und bleibt in den meisten Ländern der Fall mit den bloß speculativen

Constitutionen; die historischen dagegen, welche mit dem Volk aufgewachsen und ausgebildet sind, stehen eben deshalb auf ihrer eigenen Wurzel und trotzen dem Zeitalter, so weit als menschliche Werke es vermögen. Weshalb preist man Britanniens Staatsverfassung? Es giebt keinen denkenden Menschen, der nicht, wenigstens bei sich selbst, die Ungereimtheit derselben einsieht: sie ist ein gothischer Bau, in mehr denn einer Beziehung unpassend für das Bedürfniß der Zeit und voll barbarischer, mitunter auch lächerlicher Formen. Aber so mangelhaft sie auch in der Theorie seyn mag, so vortrefflich hat sie sich in der Ausübung gezeigt; deshalb ist sie volksthümlich in der höchsten Bedeutung des Worts. Bei dieser Verfassung hat der Bürgersinn sich vollkommener als sonst irgendwo entwickelt; England hat daheim Wohlstand und Selbstständigkeit

gewonnen, und nach außen hat es den Welthandel erobert, es hat daneben das Meer und die Ufer sich zu eigen gemacht. Man tadelt unsere eigene Staatseinrichtung, und ergießt sich in weitläuftige Bemerkungen über die vierfache Ungereimtheit unserer ständischen Abtheilung und der hierauf sich gründenden Volksvertretung. Auch ich will in theoretischer Hinsicht dieselbe nicht vertheidigen, aber sie ist das Werk von Jahrhunderten; sie ist ein Eigenthum der Nation geworden; die schwedische Nation ruht auf den vier Grundpfeilern derselben, so wie der Himmel unserer Vorväter von vier Zwergen getragen wurde. Reißet diese Stützen ein, gebt uns dafür die regelrechtere spanische Constitution wieder, und das Leben, welches der Staat noch übrig behalten hat, wird vertrocknen, und innerhalb weniger Jahre werden wir Spaniens Schicksal erfahren.

Mit einem Wort: der Werth einer Staatsverfassung ist für die Gegenwart, und glaublicherweise auch noch für Jahrhunderte, nicht ihre abstracte, sondern ihre populäre Wahrheit. Das Leben des Volks stirbt überall aus, wo die Lampe der alten Erinnerung erlischt, und es ist vergebliche Arbeit, wenn die neue Zeit ihre Gas-Erleuchtung an deren Stelle anzündet.

Was sollte denn nun die Folge von diesem Allen seyn? Sollte das wichtigste Ereigniß, welches wir kennen, wenigstens in der neuern Geschichte, sollte die Revolution ganz und gar vergeblich gewesen seyn? Die politischen Begriffe und Ansichten, welche von ihr ausgegangen sind, sollten sie am Ende nichts als schimmernde Mißgriffe ohne Anwendbarkeit und Gewinn für die Menschheit gewesen seyn? Und sollte das Blut, das edle Blut

welches für die Sache der Freiheit geflossen ist, welches glaublicherweise noch ferner dafür fließen wird, ohne Nutzen vergossen seyn? Eine so trostlose Lehre wollen wir nicht anerkennen. Wir wollen nicht anerkennen, daß irgend Etwas vergeblich sey in der Weltgeschichte, am allerwenigsten das, woran so manches edle Gemüth seine schönsten Hoffnungen geknüpft hat. Wir wollen insonderheit nicht anerkennen, daß das Rechte, daß die bessern Ideen jemals fruchtlos seyn könnten, auch wenn sie für den Augenblick sogleich und überall keine Anwendung finden. Es ist meine innigste Ueberzeugung und zugleich meine freudigste Hoffnung, daß die sogenannten neuen und constitutionellen Lehren doch endlich siegen werden; aber schwerlich werden sie siegen auf die Art, wie eine übereilt hinfahrende gute Meinung es wünscht; schwerlich werden sie wie

mit einem Zauberschlage die Welt umschaffen. Die Fabel erzählt uns von Pelias Töchtern, welche mit einem Mal ihren betagten Vater dadurch verjüngen wollten, daß sie junges Blut in seine Adern zapften; die natürliche Folge war, daß das alte Blut ihm verrann und das junge nicht Stand halten wollte. So ist es auch mit dem Staatskörper. Das neuere Bessere muß allmählig in dessen Blutmasse hineingehen und nach und nach die ungesunden Säfte verdrängen. Das Volk muß zu den neuen Formen erzogen werden, so wie es im Laufe der Jahrhunderte zu den alten erzogen worden ist. Was lange währen soll, muß lange vorbereitet werden; aber ist dieses geschehen — und es kann nur langsam geschehen, dann kommt die Veränderung von selbst, gleich wie das Glück, gleich wie die beßten Gaben der Natur kommen. Die Zeit,

welche das Neue gebraucht um zu reifen und sich zu entwickeln, die gebraucht das Alte um zu verfallen und sich aufzulösen. Die bürgerliche Freiheit gleicht noch an den meisten Orten in unserem Welttheil angeschwemmtem Erdreich, das sich allmählig festsetzt und Halt gewinnt. Aber Jahr aus Jahr ein fliegen die Vögel des Himmels darüber und lassen Saamen zu Wies' und Wald fallen. Dann bindet sich allmählig der unsichere Boden; das Gras webt seinen grünen Teppich und der Pflug beginnt sein Werk. Wo jetzt nackter oder blutiger Schlamm ist, da wogt künftig goldnes Getraide im Winde, und freundliche Hütten und ein selbstständiges Geschlecht ruhen nach einigen Menschenaltern im Schatten des dichtgewachsenen Hains. So ist der stille Gang der Natur; so sey es auch der der Menschheit! Und ist er so, dann kämpfen

die Mächte der Finsterniß vergeblich gegen das steigende Licht; dann können die Völker hoffen, daß wenigstens ihre Asche einmal in freier Erde ruhen wird. —

Aber gerade diese Hoffnung der Zukunft ist es, die man hier und da in der Wiege zu morden sucht. Man braucht alle Mißgriffe, alle Uebereilungen und Ausschweifungen, welche von einer Krisis, wie diejenige ist, die wir erlebt haben, unzertrennlich sind; man feiert wie einen Sieg jedes Zeichen einer rückkehrenden Barbarei; man eifert für das Alte, nicht um es beizubehalten, bis das Neue und das Bessere sich entwickeln und befestigen könne, sondern um es ganz und gar zu verdrängen. Ein verschimmeltes Geschlecht ist aus der Erde gekrochen und zeigt der erstaunten Welt Ansprüche und Vorurtheile, die man längst in den Familiengrüften vermodert geglaubt hat.

Wir hören wieder Lehren, von denen man geglaubt hat, daß jede Menschenzunge in dem gebildeten Europa sich derselben längst entwöhnt hätte. Wir hören, daß die Regenten die Völker von Gott zu einem ewigen Erbe bekommen haben, und daß sie folglich mit göttlichem Rechte dieselben als ihr wohlerworbenes Eigenthum betrachten können. Man sagt uns, daß die Nationen überall kein Recht haben, sich selbst ihr Gesetz zu geben oder die Weise zu bestimmen, wie sie regiert seyn wollen; was man ihnen in dieser Beziehung zugestehe, das sey königliche Gnade, und ungültig sey jede Staatsverfassung, die nicht allein vom Thron ausgehe. Hieraus folgt, daß Alles, was die Nationen gethan haben und thun, um ihre Menschenrechte wieder zu gewinnen, Aufruhr und strafbare Verwegenheit ist; denn es versteht sich von selbst,

daß die Menschheit unmündig ist, und daß die Vormundschaft den Machthabern gebührt. Deshalb muß auch Alles, so weit es möglich ist, in denjenigen Zustand zurück gebracht werden, in welchem es war, bevor das Unglück sich zutrug; die alten Formen, wie verrostet, wie unpassend sie auch seyn mögen, müssen wieder hervorgezogen und der Staat neu erbaut werden — aus Reliquien. Aber ein solches Staatsgebäude läßt sich nicht denken, ohne daß auch die alte Bundesverwandte desselben, die Kirche, ihre alte hierarchische Gestalt wieder gewinne. Deshalb läßt man dem Wahn und dem Aberglauben wieder freien Lauf; die Klöster füllen sich von neuem; Unduldsamkeit wird als eine Tugend gepredigt, die christliche Liebe wird wieder aufgefrischt mit Ketzerblut — den Geist der Inquisition selbst ruft man wieder hervor — aus dem Abgrunde. Man bemächtigt sich der

Erziehung der Jugend, um ihr dergleichen Grundsätze einzuprägen und die Welt vor Rückfall zu bewahren. Den Werth der jüngst verflossenen Zeit setzt man soviel als möglich herab; man erklärt ihre Helden für Zwingherren,[40]) ihren Muth für Verzweiflung, ihre Siege für Glücksfälle; die Ehre selbst ist ein Parvenu und das Verdienst hat keine Ahnen. Mit einem Wort, man thut, was man kann, um die Vergangenheit zu verfälschen und die Zukunft zu verknechten; man mordet die Erinnerung und vergiftet die Hoffnung. Man sollte glauben, daß Menschen, welche so denken und handeln, etliche Jahrhunderte verschlafen hätten und nun um ein Paar Jahrhunderte zu spät mit ihrer Weisheit gekommen wären. Und gleichwohl so mächtig wirkt die Reaction heutiges Tages, so leichtsinnig springt das eine Extrem über in das andere, daß diese

Lehren überall Anhänger gefunden haben. Selbst die Wissenschaft, die doch ein Kind des Lichts seyn sollte, auch sie ist hier und da in den Dienst der Finsterniß getreten, um jene Lehren zu vertheidigen; sie verbergen sich nicht länger, sondern treten unverholen hin, selbst vor die Throne und behaupten dreist, daß sie die sichersten Stützen für diese seyen. Wir wollen indeß nicht glauben, daß dergleichen Ungereimtheiten auf einen andern als zufälligen und flüchtigen Sieg rechnen können. Der Strom der Zeit läßt sich nicht zwingen rückwärts zu gehen; und wenn es auch für den Augenblick glückt seinen Lauf einzudämmen, so übersteigt er um so gewaltsamer sein Bette und spült die Sperrwerke [41]) fort, die man an den Ufern aufgeführt hat. Es ist vielleicht ein Glück für die Menschheit, daß die beiden Gegensätze einander so nahe gestellt sind, und

daß man beides, die Ausschweifungen der alten und der neuen Zeit mit einem einzigen Blick übersehen kann; es ist vielleicht von Nutzen, daß die Denkweisen sich gegenseitig reiben und dasjenige abschleifen, was auf beiden Seiten uneben ist. Alle Harmonie, alle Bildung geht vom Streit aus sowohl in der Natur, als im Staat. Wenn die Elemente ausgekämpft haben, dann klärt sich das Himmelsgewölbe auf, und der Menschensinn klärt sich auf, nachdem seine Donnerwetter zusammen geschlagen und sich entladen haben. Dann kommt die Parthei der Gemäßigten auf, oder richtiger, sie findet sich schon, wiewohl zerstreut, in allen Ländern und gewinnt mit jedem Tage mehr Raum. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Parthei von den beiden äußersten Factionen der Lauheit beschuldigt wird, denn nicht bloß auf dem Erdball

sondern auch im Menschensinn kühlt es sich am spätesten an den Polen ab. Mittlerweile wenn die unruhige Zeit Ruhe für sich erwarten soll, wenn die an das Gesetz gebundene Freiheit einen Platz in der Regierung erhalten soll, so wird dieses glaublicherweise einzig durch die Vermittlung jener Gemäßigten geschehen. Sie erkennen die abstracte Wahrheit der sogenannten neuen und constitutionellen Lehren, aber sie übersehen darum das Gewicht nicht, welches die der alten durch ihren historischen Ursprung haben. Sie glauben, daß die neuen Formen noch an manchen Stellen den Staat auflösen, aber auch daß die alten denselben weniger zusammenhalten als versteinern werden. Sie glauben, daß die erstern noch zu wenig historischen Kern und die letztern zu wenig historisches Leben haben. Aber sie glauben zugleich, daß das Neue zu kraftvoll ist, um zu-

rückgetrieben, und daß das Alte zu sehr eingewurzelt ist, um sogleich vertilgt werden zu können. Sie glauben, daß der Streit zu wichtig ist, als daß er mit dem Untergange eines der beiden Theile sich schließen müsse, und daß ein billiger Vergleich das Einzige ist, welches die Ruhe der Welt und Europas Bildung retten kann. Wir leben, denken sie, in einer Uebergangsperiode; die gegenwärtige Zeit muß sich mit provisorischen Maaßregeln begnügen; das Baugerüst fällt, wenn das Haus in seinem Innern fertig ist. Zu dieser Parthei gehören, wie man uns sagt, an mehreren Orten die Fürsten selbst und wir müssen hoffen, daß sie bald überall dazu gehören werden. Denn die Ansprüche der begünstigten Classen kennen bald keine Gränzen mehr; sie glauben, daß sie deshalb Alles sind, weil sie für den Augenblick die obersten sind. Wenn das Meer in Auf-

ruhr ist, so spielt der Schaum auf dessen Oberfläche und das Schiff geht vorwärts zwischen eitel Gischt; aber es ist doch eigentlich nicht Gischt, es sind die tiefen Wogen, welche das schwimmende Gebäude tragen und dem Ruder einen Stützpunct geben. Kurz die Parthei der Gemäßigten muß endlich siegen; alle wahre Politik ist bei der jetzigen Gestalt der Welt eine vermittelnde; sie ist ein Richterstuhl zum Vergleich zwischen dem Alten und Neuen. Versöhnung, mit einem Wort ist das Geheimniß nicht bloß der Religion, sondern auch der Staatslehre.

Aber wir, die wir im äußersten Norden wohnen, wir, die wir die Felsgebürge zur Mauer und das Meer zum Laufgraben rund um uns haben, wir, die wir auf dem Amphitheater Europas stehen und sicher niederblicken auf das große Trauerspiel im Süden, was

rühren uns die Streitigkeiten der Zeit, die nicht hieher gelangt sind? Was bedürfen wir einer Versöhnung, da noch kein Zwist sich gezeigt hat? So fragt vielleicht die halbwache Gleichgültigkeit oder die selbstgefällige Thorheit. Doch, wie abgelegen wir auch sind, so machen wir doch einen Theil des großen Staatsverbandes aus, welcher die gebildete Welt umfaßt; wir sind eine im Wald erbauete Capelle, unter der allgemeinen Europäischen Mutterkirche. Es giebt, so wie die Welt jetzt ist, keinen gebildeten Staat, welcher völlig einzeln dasteht; jede Erschütterung im Mittelpunct wird, wiewohl vielleicht als eine leichtere Dröhnung, auch an den äußersten Enden gespürt. Es ist überdies eigentlich weniger eine äußere als eine innere Krisis, die Europa erschüttert; es ist ein geistiges Erdbeben, welches durch die Geschichte unserer

Tage geht. Wie ein unterirdisches Feuer lebt der Geist der Unruhe unter uns; unter den Meeren, unter den Bergen hat er seinen geheimen Gang, und wo er ausbricht, weiß niemand. Aber sind wir auch, wie ich hoffe, sicher vor einem Ausbruch in unserer Mitte, wer sichert uns vor äußerer Gewalt? Die Grundsätze, welche sich gegenwärtig in Europa geltend gemacht haben, scheinen nicht abgeneigt zu seyn, der saumseligen Ueberzeugung mit dem Schwerte nachzuhelfen. Gleich jeder jungen Macht rechnen sie die Duldsamkeit gerade nicht zu ihren Tugenden. Sie wuchern mit dem Augenblick, möglicherweise voll der dunkelen Ahnung, daß ihre Zeit schnell vorbei seyn könnte. Aber bevor sie vorbei ist, könnten freigeborne Staatsverfassungen in ihren Grundfesten erschüttert, friedliche Völker könnten gezwungen werden für Gesetze zu kämpfen

welche sich selbst zu geben sie sich berechtigt gehalten haben. Wir wollen hoffen, daß dieses nicht eintreffe; wir wollen uns nicht der Furcht überlassen, auch wenn es eintreffen sollte; aber der Thor allein sagt zu dem Frieden: „Du bist mein," und zu dem Unglück: „Du bist unmöglich." Also auch in unserm bergumschlossenen Norden, auch in der ältesten Adlerbehausung, welche die gesetzmäßige Freiheit sich auf dem Gipfel Europas erbaut hat, auch da hat die politische Versöhnung ihren Platz. Auf ihr, auf Besonnenheit und Mäßigung, beruht jetzt jede äußere und innere Selbstständigkeit, jeder mögliche Uebergang zum Bessern. Auch uns muß daher das persönliche Symbol einer Versöhnung dieser Art theuer und willkommen seyn.

Unsere alten Geschichten gedenken einer Margaretha Fridkulla, [42]) welche

mit ihrer Hand Gränzzwistigkeiten zwischen den Reichen des Nordens beilegte. Sey uns daher zwiefach willkommen du junge Braut Oscars, du neue Fridkulla. Lege für uns nicht den unbedeutenden Zwist um einige Haiden und Berge bei, sondern den wichtigern, den welthistorischen Gränzzwist zwischen zwei kämpfenden Zeitaltern. Sey uns ein Friedenszeichen zwischen dem Alten und Neuen! Denn du bist ein Kind des Verdienstes, das sich selbst trägt; aber zugleich bist du eine Tochter der alten Erinnerung, die rings um Olof Träteljas [43]) Grab und rings um Upsalas Höhen weilt. Du bist ein Sprößling des Heldenmuthes und der Saga. Willkommen daher in der Heimath deiner Ahnen; willkommen im Lande der Helden und der Saga.

Aber Du, der Du sie besitzest, Du, dessen Namen der Tag führt, erinnere Dich, Du

Königssohn, welche Verpflichtungen Dein Geschick Dir auflegt. Wohl bist Du glücklich, denn in der Königsburg umarmt Dich eine geliebte Braut und draußen trägt Dich die Liebe des Volks auf ihren Schwingen. Aber zugleich trittst Du in einer stürmischen Zeit vor das Antlitz der Geschichte, welche mit scharfen Augen prüft und ihren Urtheilsspruch auf unvergängliche Tafeln gräbt. Du hast nicht bloß den weitgefeierten Namen deines königlichen Vaters, sondern auch den nicht minder weitgefeierten des Nordens aufrecht zu erhalten, wo große Erinnerungen um den Thron chweben und kein König zu seiner Ehre schläft. Ein neues Zeitalter blickt auf zu Dir; die Hoffnungen zweier Nationen tragen Deine Farben. Deshalb sey stark, wie der Muth der Jugend; sey weise, wie die Erfahrenheit des Alters! Deine Gerechtigkeit sey die des Gesetzes, Deine

Milde die der ewigen Barmherzigkeit! Heil Dir und Glück, Du Augenstern des Nordens, Du Rosenknospe der Zukunft! Und möge der Oscarstag, dessen Aufgang uns erfreut, einst mit reifem Glanze, mit reifem Segen auf unsere Söhne scheinen!

Gebet.

Du Gott, der durch der Seklen lange Reihn
Den Norden Du erhalten und behütet,
Laß Land und Stadt durch Dich gesegnet seyn,
Gieb Heil dem Volk, dem König gieb Gedeihn,
Und banne fort von uns den Sturm, der
ringsum wüthet!

In Odens, in der Carle Königshall'
Erblühe Oscar und sein Saame glänze!
Von Pol zu Pol geh seines Ruhmes Schall

Die Mittnachtsonn' der Zeit strahl überall
Auf seiner Krone Gold, auf seiner Stirne Kränze!

Als Rosenknospe in der Krone Schein,
Als ein Vergißmeinnicht im Lorbeerkranze,
Wirst Freude Du uns, Josephine, seyn;
Weiß, rosenroth, blauäugig kehre ein,
Schön wie auf Heldenstaub die Alf im Mondesglanze.

O Licht und Fried', in Sweas Sälen weilt,
Weicht, Fried' und Licht, aus Sweas Hütten nimmer!
Wann unsern Strand der Kampf der Zeit ereilt,
Der Woge gleich werd' er sofort zertheilt;
Gott, König, Volk, o schützt den alten Norden immer!

Anmerkungen.

Anmerkungen

zu der ersten Rede.

1) Name eines schwedischen Tageblatts; Dagligt Allehanda.

2) Saga den Djupaugda.

3) Schol. ad Pindari Olymp. I. 146. T.

Anmerkungen

zu der zweiten Rede.

4) Der Landshöfding (Landshauptmann) u. s. w. von Rosenstein. T. Nils von Rosenstein geb. zu Upsala 1752, gest. 1822. Er war beständiger Secretär der schwedischen Akademie.

5) Geb. 1750 und gest. 1818. Sein Bildniß steht in dem typographischen Prachtwerk: Konstoch Nyhets MAGASIN för Medborgare af alla Klasser. Jahrgang 1. (Stockholm 1818. gr. 4.) N. 13. Seine Schriften sind unter dem Titel: Arbeten af Johan Gabriel Oxenstjerna, Stockholm tryckt hos C. Delén 1805 — 1826 in 5 Theilen in gr. 8 zusammengedruckt. Der fünfte Theil enthält die nachgelassenen Schriften (Femte Delen efter dess Död utgifven) und besteht aus zwei Bänden M. v. die Notices sur la littérature et les beaux arts en Suède par Marianne d' Ehrenström. Stockh. 1826. p. Sect. 1, p. 55 — 60.

6) Graf Gustav Friedrich von Gyllenborg geb. am 6. December 1731 und gest. am 30. März 1808. M. v. die Notices u. s. w. der Frau von Ehrenström S. 51 u. s. w. Gyllenborgs Bildniß findet sich auf N. 29 des eben gedachten Kunst u. Neuigkeit=Magazins. Seine vorzüglichsten Gedichte sind die Landlieder über die Jahrszeiten (Landt-Qväden öfver Årstiderna. Stockh. 1785) und der Zug über die Belte (Tåget öfver Bält, Stockh. 1785).

7) Olaus Bergklint, bis 1784 Lehrer am Gymnasio zu Wåsterås. Seine spätern Lebensverhältnisse sind mir unbekannt.

8) Des großen Sprach= und Alterthumsforschers Johann Ihre, des Verfassers des vortrefflichen und berühmten Glossarii Suiogothici. Upsal. 1769, 2 Voll. Fol.

9) Unter andern in einer an den Grafen Creutz gerichteten poetischen Epistel vom Jahr 1783. Arbeten af Oxenstjerna 2. Del. S. 237.

10) Am 9ten Julius 1790.

11) Gustav Philipp Graf von Creutz, vertrauter Freund vom Grafen Gyllenborg und gleichfalls berühmter schwedischer Dichter, geb. in Finnland 1731 und gest. am 30 October 1785. Sein Bild eröffnet den zweiten Jahrgang des oben gedachten Magazins. Frau von Ehrenström giebt S. 38 das Jahr 1729 als sein Geburtsjahr an. Seiner, so wie Gyllenborgs, wird im Verfolg dieser Rede noch oft ge-

dacht. Das vorzüglichste Gedicht von Creutz ist ein idyllisches: Atis und Camilla.

12) Dagens Stunder. Poem i fyra Sånger. Arbeten af I. G. Oxenstjerna. 1. Del. S. 4 — 112.

13) Professor und Ritter des Wasa = Ordens in Stockholm, berühmter schwedischer Landschaftsmaler, geb. in Dalecarlien 1774. Notices de M. d' Ehrenström Sect. III. p. 54 u. s. w.

14) Ein sehr fruchtbarer Landstrich in Södermanland, am Fuß des Waldgebirges Kolmoden, führt den Namen Wingåker. Die Bewohner desselben zeichnen sich durch ihre eigenthümlichen Sitten und Gebräuche, so wie durch ihre Kleidertracht und schöne Körpergestalt vor den andern Bewohnern Södermanlands aus.

15) Nicht des bekannten schwedischen Feldherrn zu Carls XII. Zeit, sondern des Kammerherrn und Obersten u. s. w. Grafen Arvid Nils Stenbock, der im Jahr 1782 starb. Die Episode findet sich gegen das Ende des vierten Gesangs. Arbeten af Oxenstjerna 1. Del.. S. 107 u. s. w. Oxenstjerna hat Stenbocks Andenken auch noch in einer am 19ten April 1783 gehaltenen Gedächtnißrede gefeiert. Arbeten u. s. w. 3. Del. S. 167 u. s. w.

16) Jeder einzelne Gesang in den Tagszeiten hat auch eine besondere metrische Form.

17) Skördarne. Poem i nie Sånger. Arbeten af I. G. Oxenstjerna 2. Del. S. 21 — 196. Sie

sind mittelst einer schönen poetischen Zuschrift dem Grafen Gyllenborg gewidmet.

18) Des berühmten Reichsraths und Ordenscanzlers Grafen Carl Friedrich Scheffer, des Führers und Freundes Gustavs III. Sein Briefwechsel mit dem Könige als Kronprinzen ist auch in Deutschland bekannt.

19) Georg. III. 289 u. 290. Nach der Vossischen Uebersetzung. Oxenstjerna hat diese beiden Verse zum Motto seiner Erndten gewählt.

20) Hoppet. Arbeten af I. G. Oxenstjerna 1. Del. S. 137 — 155. Frau von Ehrenström gedenkt mit Recht der schönen Dedication, mittelst welcher der Dichter seinen Gesang auf die Hoffnung seiner mit großer Geduld leidenden Gattin gewidmet hat.

21) Ödet. Arbeten af Oxenstjerna 1. Del. S. 122— 136.

22) Oskuldens Religion. Arbeten af Oxenstjerna 1. Del. S. 155 — 168. Einem schwedischen Theologen, dem Oberhofprediger D. Lehnberg, ist dieses schöne Gedicht mittelst einer poetischen Dedication zugeschrieben.

23) Ode öfver Konung Gustaf Adolfs död. Arbeten af Oxenstjerna 1. Del. S. 115 — 122.

24) Försök till ett Sapphiskt Ode, i stilen af Horatius. Ebendaselbst S. 187 — 191.

25) Disa. Skaldebref till Fru Printzensköld på Wengarn. 1795. Arbeten af I. G. Oxenstjerna 2. Del. S. 287 — 316.

26) Wengarn, Name des Landguts derjenigen Dame, für welche dieses Gedicht geschrieben ist. Das Gedicht ist eigentlich ein poetischer Brief und steht auch in der Sammlung unter den Dichterbriefen seines Verfassers.

27) Johann Heinrich Kellgren, einer der ausgezeichnetsten schwedischen Dichter aus Gustavs III. Zeit und besonderer Liebling des Königs, geb. 1751 und gest. 1795. Sein Leben, von Rosenstein beschrieben, steht vor der Sammlung seiner Schriften: Samlade Skrifter Stockh. 1796. 3 Bände. 8.

28) Skaldebref. Arbeten af I. G. Oxenstjerna 2. Del. S. 197 — 342.

29) Till Lojtnanten Carl Gustaf Toll under dess wistande i Wien från Burkersdorff i Oesterrike d. 21. Maj 1772. S. 207 — 222.

30) Till Hoffröken Maria Aurora Uggla. Från Skenäs till Stockholm d. 15. Iuli 1775. S. 223 — 233.

31) Till Öfver - Direktören Hagström på Manilla. Från Skenäs den 17 Iuni 1803. S. 317 — 332. Andreas Johann Hagström (von Hagströmer) Doctor der Medicin und Generaldirector der Hospitale zu Stockholm. Er war der Arzt in Oren=

stjerna's Hause. M. s. die Notices der Frau von Ehrenström. Abth. I. S. 57. Hinsichtlich Manillas giebt der Dichter selbst in einer kurzen Bemerkung vor seiner Epistel die erforderliche Auskunft. Eine Gegend des Thiergartens bei Stockholm, die früher Tolförsholm geheißen hatte, und ein Eigenthum des Balletmeisters Gallodier gewesen war, war nämlich von dem spanischen Minister am schwedischen Hofe, dem Chevalier Corral, gekauft und mit dem Namen Manilla belegt worden. Nach Corrals Abberufung von seinem Posten war dieses Grundstück in einzelnen Parcelen an Mehrere verkauft worden und eine der bedeutendsten derselben hatte Hagström erstanden und sie zu einem angenehmen Sommeraufenthalt für sich eingerichtet. Oxenstjerna und seine Frau brachten den Sommer des Jahrs 1803 daselbst bei Hagström zu, und während dieser Zeit erhielt auch diese theils prosaische, theils poetische Epistel ihre Entstehung.

32) Werser och Skrifter wid åtskilliga tillfällen inom Hofvet. Arbeten af Oxenstjerna. 1. Del. S. 215 — 337.

33) Äreminnet öfver Gustaf III, i Svenska Akademien den 7 Mai 1794. Arbeten af I. G. Oxenstjerna 3. Del. S. 1 — 148. Diese Rede ist auch ins Deutsche übersetzt von D. D. C. Gröning. Leipz. 1795. gr. 8. Oxenstjerna hat auch durch die von ihm veranstaltete zwiefache Sammlung der sämmtlichen Schriften Gustavs III. in französischer

und schwedischer Sprache (Stockholm 1803 — 1805 in fünf Theilen, und ebendaselbst 1806 — 1810 in sechs Theilen in gr. 8.) seinem königlichen Gönner und Freunde ein Denkmahl errichtet.

34) Wie im Jahr 1788 während des finnischen Krieges, den Gustav III. mit der Kaiserinn Katharina führte, ein Theil der schwedischen Armee, und namentlich die finnischen Regimenter, dem Könige den Gehorsam verweigert hatten.

35) Det förlorade Paradiset. Poem i tolf Sånger, af Milton. Öfversättning. Arbeten af I. G. Oxenstjerna. Del. IV. Der ganze Theil.

36) Det befriade Jerusalem; af Tasso. Öfversättning. Arbeten af I. G. Oxenstjerna. Femte Delen. Efter dess Död utgifven. Förra Bandet. Es sind die ersten neun Gesänge und der vierzehnte, funfzehnte und sechszehnte Gesang übersetzt.

37) Ein königliches Lustschloß unweit Stockholm.

Druckfehler, die sich in Folge der Entfernung des Uebersetzers vom Druckort eingeschlichen haben, und um deren Verbesserung vor dem Lesen des Buchs dringend gebeten wird.

S. 9 Z. 7 fehlt Die.
— 17 nicht 71.
— — Z. 9 l. m. Aber.
— 19 — 6 v. u. Aeußerungen.
— 26 — 11 l. m. geplündert.
— 31 — 13 l. m. was nicht.
— — — 2 v. u. Nation.
— 33 — 2 l. m. Entbehrlichkeit.
— 37 — 1 s. m. ein Komma.
— 41 — 4 v. u. verlorne.
— 42 — 9 l. m. dem.
— 46 — 5 s. m. ein Komma nach Schrift.
— 47 — 4 v. u. Protestantismus.
— 50 — 5 l. m. entwachsen.
— 51 — 13 l. m. seinem.
— 54 — 4 l. m. was.
— 57 — 5 — — Daß.
— — — 6 v. u. habe. Wenn.
— 62 — 5 — — seinigen.
— 63 — 11 l. m. seinem.
— 64 — 9 — — preis'
— 69 muß das Komma nach „Rede" fehlen.
— 77 Z. 4 l. m. verbindet.
— 81 — 2 — — Veranlassung.
— 88 — 13 — — vertrauten.
— 91 — 7 — — sollte.
— 97 — 11 — — Beschreibungen.
— — — 13 — — welchen.
— 101 — 8 — — Natur.
— 102 — 11 — — Morgenwinde.
— 104 — 3 v. u. l. m. jugendlich.
— 109 — 1 l. m. sind sie.
— 111 — 6 — — Jedem. —

S. 112 Z. 14 — — nirgends.
— 118 — 5 — — nicht.
— 119 — 1 v. u. l. m. zur.
— 120 — 7 — — ist „Antlitz" falsch getrennt.
— 130 — 11 muß nach „sondern" ein Komma stehen.
— 132 — 2 l. m. Malzens.
— 134 — 7 — — das Epos der Natur sind.
— 150 — 4 — — betet.
— 151 — 3 v. u. l. m. einen Brennpunct.
— 155 — 4 — — — — seine.
— 165 — 5 l. m. schmücken.
— 167 — 3 v. u. muß nach „ist" ein Komma stehen.
— 186 — 9 l. m. ist statt war.
— 192 — 1 v. u. l. m. Ansehen.
— 193 — 4 l. m. was.
— 194 — 11 — — frommer.
— 198 V. 31 l. m. nach ihm — — des; oder lieber: Ihm nahe deutet u. s. w.
— 200 V. 77 s. m. einen Punct nach „Rinde."
— 204 — 157 l. m. eben.
— — — 166 — — erstarrtem.
— 208 — 257 — — sprechen.
— 212 Z. 4 l. m. Andere.
— 216 — 6 v. u. l. m. geworden.
— 220 — 11 l. m. den.

Schinne

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tegnér, Esaias,

Reden

Stralsund ; Leipzig 1829

P.o.rel. 7903
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038979-7